

8. 8. 36



LÄNDER UND VÖLKER

2.

Heft • Februar • 1936

66. Jahrgang Neue Folge

Ständige Beilage: Bericht über auslandkundliches Schrifttum
In diesem Heft: Der europäische Kulturkreis

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN



LÄNDER UND VÖLKER

Herausgegeben von der **GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE**

Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Fernruf: C 5 Hansa 5311
Postscheckkonto: Berlin 74750 / Erfüllungsort: Berlin-Mitte

Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Straße 37 (Ibero-Amerikanisches Institut)
Fernruf: D 4 Humboldt 6415

Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung erbeten

66. JAHRGANG / N.F. / HEFT 2 / FEBRUAR 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

v. Farkas: Kulturdenkmäler der mittelalterlichen deutsch-ungarischen Beziehungen in Deutschland	33
Estermann: Fernweh nach Afrika	35
Olimsky: Das uns artverwandte Skandinavien	37
Demme: Das Deutschtum in Siebenbürgen	43
Volhard: Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition II	55
Tepp: Zum 400jährigen Bestehen deutschen Handels in Argentinien	49
Heinrichs: Aus meinen Reisen in Ecuador	51
Schottelius: Das Märchen von den drei Hunden in der Unterwelt	54
Niedersächsisches Volkstum	55
QUERSCHNITTE	56
DIE BRÜCKE ZUM AUSLAND	
Ungarn-Abend im „Haus der Länder“	60
ZEITSCHRIFTENLESE	62
BÜCHERTAFEL	64

Monatsschrift für Mitglieder der Gesellschaft für Länderkunde / Einzelheft 0,50 M.

Zu beziehen durch den Verlag und bei jeder Buchhandlung

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Julius von Farkas, o. ö. Professor a. d. Universität Berlin, Direktor d. Ungarischen Instituts, Berlin N 24, Am Kupfergraben 7. — Walter Estermann, Schriftleiter, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Dr. Fritz Olimsky, Schriftleiter, Berlin-Karlshorst, Wildensteiner Str. 41. — Ilse Demme, Berlin-Charlottenburg, Wielandstr. 13. — Dr. Ewald Volhard, Assistent im Forschungsinstitut für Kulturmorphologie, Frankfurt a. Main, Forsthausstr. 103. — Max Tepp, Vorsitzender des Deutschen wissenschaftlichen Vereins in Buenos Aires. — J. W. Schottelius, Schriftsteller, Berlin W 30, Rosenheimer Str. 12. — Erika Heinrichs, Berlin-Charlottenburg, Martin-Luther-Str. 86.

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

Julius von Farkas:

Kulturdenkmäler der mittelalterlichen deutsch-ungarischen Beziehungen in Deutschland

Die Erinnerung an die deutsch-ungarische Waffenbrüderschaft im Weltkriege ist auch heute noch in einem jeden Deutschen lebendig. Es ist wohl auch keinem unbekannt, daß im Laufe der Jahrhunderte Hunderttausende von deutschen Volksgenossen in Ungarn eine gastfreundliche Aufnahme, eine neue Heimat gefunden und deutsche Kultur, deutsche Art somit weit in den Donaauraum hinausgetragen haben. Es werden aber wenige davon Kenntnis haben, daß die deutsch-ungarischen Beziehungen nun schon auf eine 1000jährige Vergangenheit zurückblicken und daß während dieser großen Zeitspanne die Ungarn nicht nur immer die Kulturempfänger, sondern manchmal, wenn auch viel seltener, auch die Geber waren.

Als der letzte heidnische Fürst der Magyaren, Géza, sich entschloß, sein Volk zum Christentum bekehren zu lassen, ließ er deutsche Priester nach Ungarn kommen, um das große Werk zu vollführen. Somit trat Ungarn in die christlich-germanische Gemeinschaft Europas ein. Der Sohn Gézas, Bajak, wurde auf den Namen des Passauer Schutzheiligen Stephan getauft, er ließ sich im Jahre 1001 zum König krönen und heiratete die Fürstin Gisela von Bayern, die Schwester des Kaisers Heinrich des Heiligen. Stephan regierte 38 Jahre über Ungarn, vollendete das Werk der Bekehrung mit Hilfe deutscher Ritter und Priester und legte die Grundlagen des mächtigen mittelalterlichen ungarischen Staates. Nach seinem Tode zog sich Gisela nach Regensburg zurück, wo ihr Grabdenkmal, das Grabdenkmal der ersten ungarischen Königin, auch heute noch zu sehen ist. Sowohl Stephan wie sein Sohn Emmerich (Heinrich) wurden später heilig gesprochen.

Von nun an holten die ungarischen Arpadenkönige oft ihre Frauen aus deutschen Fürstenhäusern. So auch Andras II. im Anfang des 13. Jahrhunderts, aus dessen Ehe mit Gertrud, der Schwester des Fürstbischofs von Bamberg, Egbert, Elisabeth entsproß, die mit vier Jahren mit dem Landgrafen von Thüringen vermählt wurde. Die ungarische Königstochter wurde bald zu einer der lieblichsten Gestalten der deutschen Legende. Ihre Kapelle auf der Wartburg, die vom ungarischen Landeswappen geziert ist, wird auch heute mit Ehrfurcht gezeigt.

Elisabeth floh nach ihrer Vertreibung aus der Wartburg zu ihrem Onkel Egbert nach Bamberg, der das große Verdienst hat, den Bamberger Dom mit den herrlichsten Skulpturen der Gotik ausgestattet zu haben. Es ist weiter nicht verwunderlich, daß er auch Stephan dem Heiligen ein Denkmal errichtete, das schönste und älteste Reiterdenk-



mal Deutschlands. Wenn auch der Reiter vom Bamberger Dom ein Idealbild des germanischen Typs darstellt, ist es doch historisch unwiderlegbar bewiesen, daß er ursprünglich den ersten ungarischen König darstellen sollte. Diese Überlieferung war in Bamberg bis zur neuesten Zeit lebendig, noch im Jahre 1905 begrüßte Prinz Ruprecht von Bayern bei der Gelegenheit einer großen Festlichkeit die ungarischen Gäste mit den Worten, daß sie stolz darauf sein könnten, daß ihr großer König Stephan im Bamberger Dom sein herrlichstes Denkmal gefunden hat.

Das Aussterben der Arpadendynastie im Anfang des 14. Jahrhunderts bedeutete keineswegs den Abbruch der sehr intensiven deutsch-ungarischen Beziehungen. Aachen, in dessen Dom Reliquien Jesu aufbewahrt werden, wurde zu einem der bevorzugtesten Wallfahrtsorte der Magyaren. Die Mutter Ludwigs des Großen führte im Jahre 1357 selbst eine Wallfahrt nach Aachen. So sah sich der mächtige ungarische König veranlaßt, als Anbau des Domes eine ungarische Kapelle zu errichten, die von allen Beschreibern als ein herrliches gotisches Denkmal bezeichnet wird. Der König beschenkte die Kapelle mit einer großen Stiftung, mit der Absicht, aus der Stiftung zwei ungarische Kapläne zu erhalten. Die Stiftung bestand bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Die Kapelle selbst brannte im 17. Jahrhundert ab, wurde nur notdürftig wiederhergestellt, so daß sie im 18. Jahrhundert ganz abgerissen werden mußte. Aus der Sammlung ungarischer Aristokraten, der Batthyánys, Eszterházy's usw., wurde aber auf derselben Stelle eine neue, auch heute noch bestehende Kapelle errichtet, die mit den Statuen ungarischer Heiliger, des Hl. Stephans, Emmerichs, Ladislaus' und Adalberts geschmückt ist.

Der Höhepunkt der deutsch-ungarischen Beziehungen wurde aber zur Zeit des letzten Königs ungarischen Blutes, Matthias Corvinus, erreicht. Unter Matthias gelangte die ungarische Kultur zu einer ungeahnten Blüte. Am Hofe des Königs versammelten sich die besten Geister des zeitgenössischen Europas, seine Ofener Burg, seine überaus reiche Bibliothek wurden von den ausländischen Besuchern als ein Wunder der Welt bezeichnet. Er verstand es, seinem Staat nicht nur rasche Entwicklung, Reichtum und Kultur zu verschaffen, sondern auch ihm nach außen hin Macht, Ansehen und Größe zu verschaffen. In kühnen Feldzügen eroberte er Österreich und Böhmen und verlegte seinen Sitz nach Wien. Sein größter Ehrgeiz war die deutsche Kaiserkrone zu erringen und dann mit seiner ganzen Macht sich gegen die eindringenden Türken zu wenden. Als böhmischer König wurde er auch zwei Jahrzehnte lang Herrscher über Schlesien und über die Lausitz. Die Breslauer Urkunden berichten uns über seine strenge, aber gerechte Regierungsführung. Aber auch die Zeit überdauernde Denkmäler erzählen uns von der Zeit, in der ein ungarischer König seine Macht bis nach Deutschland ausdehnte. So führt heute noch der große Saal des Breslauer Rathauses sein Wappen, und ein Portraitdenkmal über dem Tore des Schloßturmes der Banzener Ortenburg zeigt sein kluges, willensstarkes Gesicht. Der Tod Matthias Corvinus' bedeutete den Verfall des ungarischen Staates. Aus einem machtpolitischen Faktor von europäischer Geltung wurde Ungarn in das Opferland der Türken verwandelt. Die im frühen Mittelalter geknüpften Beziehungen zu dem deutschen Reiche, von denen wir nur streiflichtartig auf einige Dokumente hingewiesen haben, überdauerten Türken, Verwüstung, Zerfall und neuen Aufstieg und dauern an bis zum heutigen Tage zum Segen beider Völker.

Walter Estermann: Fernweg nach Afrika

Mittelmeerprobleme bewegen die Welt. Der italienisch-abyssinische Krieg, die Sanktionen des Völkerbundes gegen Italien stehen im Mittelpunkt des Interesses. Der Verfasser dieser Arbeit hat im Auftrage eines großen deutschen Verlages im Flugzeug Italien durchstreift, um die Wirkungen der Sanktionen und den Abwehrwillen des italienischen Volkes aufzuspüren. Wie aus Mosaiksteinchen zusammengesetzt, entsteht aus den einzelnen Zügen des täglichen Lebens das Bild der heutigen Seele des italienischen Menschen, sein Willen und sein Wollen. In einem weiteren Aufsatz wird der Verfasser, der sich auf einer Reise nach Ostafrika befindet, versuchen, ein Bild des italienischen Menschen an der Front zu geben.

Die Schriftleitung.

Wer von der Via Nazionale in Rom dem großen Straßentunnel zuwandert, durch den man auf den Quirinal kommt, hat zur rechten Hand die Auslagen einer italienischen Nachrichtenagentur. In einem der Schaufenster hängt eine statistische Zeichnung über die Auswanderung aus Italien in den Jahren 1932, 1934 und 1935. Die erste Spalte zeigt einen Turm von erheblicher Höhe und darunter steht eine Zahl, die zwischen einer Viertelmillion und 300 000 liegt. Unter den kleinen Säulchen von 1934 und 1935 stehen aber Zahlen, die weit unter 100 000 liegen. Zum Vergleich sei hier noch hinzugefügt, daß in den Jahren vor dem Kriege die italienische Auswanderung bis zu einer halben Million im Jahre betrug. Diese Zeichnung sieht die Statistik nicht als Selbstzweck an, sondern zieht auch gleich den politischen Schluß. Lapidar steht darüber der Satz: „Warum Italien in Ostafrika Krieg führt!“

An denselben Hafentrampen in Neapel, von denen einst die Auswandererschiffe nach Süd- und Nordamerika abgingen, liegen nun die riesigen Truppentransporter, die schwer beladen mit Menschenfracht über das Mittelmeer, durch den noch offenen Weg des englischen Weltreiches, den Suez-Kanal, hindurch nach Ostafrika fahren. Die Zahl der durch sie beförderten Soldaten- und Arbeiterkolonnen dürfte in den verfloßenen Jahren etwa eine halbe Million betragen haben, also ebenso viel als die freiwillige Auswanderung der Vorkriegszeit.

Damals in den jungen Tagen des geeinten Italiens wanderten die Söhne des Landes, denen es zwischen den Meeren und Gebirgen zu eng geworden war, aus, um irgendwo als Eisverkäufer, als Straßenarbeiter oder Ziegelklopfer ihren Unterhalt zu verdienen. Nach einem arbeitsreichen Leben in der Fremde kehrten sie mit wenig Hab und Gut aber mit einigem Ersparten zurück, Summen, die wohl die Zahlungsbilanz Italiens aufbesserten, die aber kaum ausreichend waren, dem Heimkehrer einen ruhigen Lebensabend zu bieten.

Jetzt gehen nun Italiens Söhne von Neapel aus, mit funkelnagelneuen Schuhen, sauberem Khaki und einem forschen Tropenhelm bekleidet, als Soldaten über die Meere, nicht um fremden Ländern am Aufbau zu helfen, sondern um dem Vaterland ein Kolonialland zu erobern. Viele von ihnen nehmen sich vor, nicht zurückzukehren, sondern drüben Grund und Boden zu erwerben, Arbeit zu suchen.

Es bedarf für den Italiener, für den Mann auf der Straße so gut wie den in den Salons, keiner anderen Argumente, um das von Mussolini begonnene Ostafrika-

Unternehmen gut zu heißen. Er fragt nicht danach, ob in Ual-Ual Abessinier oder Italiener die Angreifer gewesen seien. Er fragt nicht danach, ob Genf dem Unternehmen seinen Segen gibt oder versagt. Ihn interessiert nur, daß sein Land irgendwie seinen Bevölkerungsüberschuß abstoßen muß, irgendwie die überwiegende Einfuhr der stetig zurückgehenden Ausfuhr angleichen kann und darüber hinaus die stolze Tradition des Römerreiches irgendwie aufnehmen soll. Diesen Forderungen, von denen man nicht weiß, ob das Volk sie der amtlichen Propaganda geliefert oder ob die amtliche Propaganda sie ins Volk gebracht hat, kehren in den Reden des Duce ebenso wieder, wie sie dem Wortschatz des Speisewagenkellners und des Taxichauffeurs angehören. Alles andere ist ihnen gegenüber in den Gesprächen des Volkes gleichgültig und nebensächlich. Ob Italien die Mittel haben wird, den erwarteten Sieg auch wirklich kolonialisatorisch auswerten zu können, ja ob die Sanktionsperren ihn überhaupt genügend Rohstoffe zur Führung des Krieges übrig lassen, danach fragt in begeisterter Kurzlichtigkeit keiner. Jeder will, daß sein Land größer werde und will vor allem, daß sein dritter oder vierter Sohn einmal Kautschuk- oder Baumwollplantagenbesitzer in den fruchtbaren Süddprovinzen Abessiniens werden soll, und weil er dies will, schwingt er sich sogar zu Opfern auf, die auf diesem Boden etwas Ungewöhnliches und nicht Dagewesenes darstellen.

Die Jungmannschaft vollends, seit einem Jahrzehnt in den faschistischen Organisationen zu solcher Denkungsart gedrillt, kann es überhaupt kaum erwarten, die 5000 km weite Ferne zu sehen. In den Spielzeugläden sieht man ausgestopfte Löwen auf Tanks lospringen, in einem Wäschegeschäft in Bologna ragte ein riesiger Tank aus Taschentüchern in der Auslage, beschossen von einem Abessinier in weißen Schama, der neben sich eine Patronenkiste stehen hatte, die die Aufschrift trägt: „Dum-Dum made in England“. Auf der Straße verkaufen die fliegenden Händler gebackene Kugusse mit Kofinenaugen, in den Caféhäusern spielt man mit schießenden Tanks, die man auf schiefen Ebenen hinauflaufen läßt, um ihre Wehrfähigkeit zu erproben. Das ist noch nicht alles, was im Alltagsleben den Blick immer wieder auf das ferne Ostafrika hinlenkt. Die Plattenkataloge der Grammophonfirmen haben ein Dutzend Platten angeführt, die Tanzlieder, Soldatenmärsche und Spottlieder rund um das abessinische Problem musikalisch behandeln. Vor allem das Lied vom „schwarzen Gesichtchen, das die Schwarzhemden aus der Sklaverei befreien werden“, ist gepfiffen und gesungen auf allen Lippen. Selbst die Ansichtskarten erhöhen das Fernweh nach Afrika, denn sie enthalten in strahlenden Farben die regelmäßigen Formen abessinischer Phantasiemädchen.

*

Es mag sein, daß das brennende Interesse für das Dach Afrikas, an dessen Ausläufern erst die italienischen Vorposten stehen, bei längerer Dauer des Krieges abflaut. Es ist möglich, daß die ungeheuren Energien, die das italienische Volk für diese Unternehmung aufspeichert, sich in ganz anderer Richtung entladen, wenn die Stimmung umschlagen sollte. Dies ändert nichts daran, daß dieses Gegenwartsbild, das auf einen vieltägigen Aufenthalt in dem Land, wo die Sanktionen blühen, aus Hunderten von Mosaiksteinchen zusammengesetzt wurde, richtig ist. So sahen wir den Italiener, wo er von Afrika träumt.

Eine Fahrt nach Ostafrika, über die wir nach Rückkehr hier an gleicher Stelle berichten werden, soll uns den Italiener zeigen, dort, wo er in Afrika kämpft.

Fritz Olinsky:

Das uns artverwandte Skandinavien

In vielen von uns Deutschen, fast könnte man sagen in allen, lebt eine Sehnsucht nach den nordischen Ländern, und jedem, der zum erstenmal nach Skandinavien kommt, ist es ein großes Erlebnis, wenn er da mit eigenen Augen sieht, wie artverwandt uns Kultur und Menschen sind.

Besonders augenfällig ist die Sprachverwandtschaft. Die dänische und die norwegische Sprache sind sich außerordentlich ähnlich, in der Schriftsprache sogar im wesentlichen gleich, während schwedisch von diesen beiden Sprachen etwa so verschieden ist, wie das Deutsche vom Holländischen. Man versteht diese skandinavischen Sprachen nicht, wenn die Einheimischen um einen herum sie sprechen, aber sobald man Bücher oder Zeitungen zur Hand nimmt, fällt es einem zumeist nicht schwer, den Sinn der Sätze herauszubekommen, wenn einem auch einzelne Wörter unverständlich bleiben, weil sie auf germanische Wortstämme zurückgehen, die wir in der deutschen Sprache nicht mehr kennen. Sobald man sich auch nur kurze Zeit mit diesen uns stammverwandten Sprachen beschäftigt, kann man sie zum mindesten fließend lesen, d. h. alles Gedruckte verstehen; bis das Ohr sich an die fremden Laute gewöhnt, das dauert freilich erheblich länger. Jede der drei skandinavischen Sprachen hat sozusagen ihre eigene Melodie, die einem als solche sehr bald im Ohr haften bleibt, unzweifelhaft am schönsten klingt der etwas singende Rhythmus, in dem die Schweden sprechen. In diesem Zusammenhang sei es erlaubt, das Büchlein von Paul Jenneberg „Dänische Umgangssprache“ (S. E. C. Gads Forlag, Kopenhagen) zu erwähnen, das den Deutschen behilflich sein will, in kürzester Zeit möglichst viel von der dänischen Sprache zu erlernen. Ein wenig muß man ja schon von der Sprache eines fremden Volkes verstehen, wenn man dessen Art begreifen und den Weg zu seiner Seele finden will. Mit dem Wissen um die nahe Sprachverwandtschaft zwischen uns Deutschen und den skandinavischen Völkern beginnt für uns das Studium der Länder.

Noch bevor wir aber auf einer Skandinavienreise die Sprachverwandtschaft festgestellt haben, fühlen wir schon instinktiv beim Anblick der skandinavischen Menschen, daß diese uns artverwandt sind. Es ist ein ganz anderes Gefühl, ob man romanische und slavische Länder bereist, in denen uns nichts rassemäßig zu den Bewohnern hinzieht, oder die nordischen Länder. Da sieht man immer wieder blonde hochgewachsene kernige Gestalten, die unserem Rasseideal so nahe kommen, daß wohl so mancher deutsche Skandinavienreisende schon mit Bedauern daran gedacht hat, wie lange man bei uns in Deutschland oft suchen muß, bis man ähnliche Prachtgestalten findet. Schon mancher kam von seiner Skandinavienreise als Schwärmer für nordische Frauenschönheit zurück, und ich kannte mal einen, der brachte von einer Reise durch Dänemark und Schweden ein paar Dutzend Aufnahmen von semmelblonden Kindern als liebste Reiseerinnerung heim. Diese Schwärmerei kann man begreifen. Auch der primitivste Reisende, der nicht Rassenkunde studiert hat, spürt instinktiv auf den ersten Blick, daß diese nordischen Menschen derselben Völkerfamilie angehören wie wir, ja, daß zwischen dem norddeutschen und dem skandinavischen Menschen im Äußeren und im ganzen Wesen wohl ein geringerer Unter-

schied bestehen mag, als zwischen dem norddeutschen und dem süddeutschen Menschenschlag. Dieses Erkenntnis der deutsch-skandinavischen Artverwandtschaft ist eine stolze und beglückende Tatsache.

Über Sprache und Menschen geht das Gefühl des „Anheimelnden“ weiter zu den skandinavischen Städtebildern. Zwischen dänischen und norddeutschen Bauernhäusern besteht kein wesentlicher Unterschied und wenn man unvermittelt — nehmen wir an auf einem „Flug ins Blau“ — nach Kopenhagen versetzt würde und plötzlich mitten in dem alten Teil der dänischen Hauptstadt stünde, zunächst auf die Aufschriften an den Häusern nicht achtete und gefragt würde, welche Stadt das wohl sei, so würde man fürs erste bestimmt nicht ans Ausland denken, sondern vielleicht glauben, in Lübeck oder Königsberg oder sonst einer alten norddeutschen Stadt zu sein. So ähnlich geht es einem in ganz Dänemark. Wenn man ein Stück weiter nach Südschweden kommt, also zunächst vielleicht nach Malmö, so könnte man sich diese Stadt ebenfalls ohne weiteres ihrer Architektur nach irgendwo in Norddeutschland vorstellen, ebenso die Schlösser und Burgen der südschwedischen Provinz Schonen. Es wird einem auch schwer fallen, beispielsweise bei dem alten Dom der Universitätsstadt Lund zu sagen, was daran undeutsch wäre. Erst weiterhin, wenn die typischen braunroten schwedischen Holzhäuschen der Landschaft ihr Gepräge geben, wird man dieses Gefühl: „das könnte eigentlich alles ebenso gut Deutschland sein“ nicht mehr haben, aber diese typischen Schwedenhäuschen liegen ganz in unserer Geschmacksrichtung, sie wirken auf uns niemals so befremdend, wie etwa die nüchternen schmutzigen Ziegelhäuser, die man bald hinter Aachen nach Überschreiten der belgischen Grenze zu sehen bekommt. Dort hat man das Gefühl: Das ist ungemütlich, da möchtest du nicht wohnen. In Schweden geht es einem gerade umgekehrt, da sagt man sich: Diese Holzhäuschen sehen so schön und gemütlich aus, darin muß es sich gut leben. Wer das Glück hat, von der Seeseite her durch die unbeschreiblich schöne Schärenwelt nach Stockholm zu kommen, und in der Nähe der schwedischen Hauptstadt die vielen Sommerhäuschen auf den unzähligen Schäreninseln sieht, in dem wird bestimmt der Wunsch wach, in solch einem kleinen Holzhäuschen einmal ein paar glückliche Sommerwochen verleben zu dürfen. Kurz, wir wissen uns eins im Fühlen mit diesem Volke.

Selbst wenn wir in die Sphäre des rein Materiellen hinabsteigen, finden wir in den skandinavischen Ländern eine uns anheimelnde Gemeinsamkeit. In den romanischen Ländern bekommt man nur Weißbrot zu essen und die Küche dort hat für uns vielleicht zunächst den Reiz des Fremdartigen, aber sehr bald merken wir, daß wir dabei „nicht richtig satt“ werden. Ein Freund, der in Frankreich lebte, flehte mich einmal in einem Brief himmelhoch an, ihm bei meinem bevorstehenden Besuch richtiges deutsches Schwarzbrot mitzubringen, danach habe er ein ganz unbändiges Verlangen, das ewige französische Weißbrot könne er schon nicht mehr sehen, geschweige denn essen. Vergleichen kann einem in den skandinavischen Ländern nicht passieren, da bekommen wir überall auch Schwarzbrot, das dem deutschen ganz ähnlich ist und die skandinavische Küche ist bei all ihrer Eigenart doch so, daß wir uns ohne weiteres hineinfinden; „satt werden“ kann man als Deutscher dabei sehr gut, manches, namentlich in Norwegen, ist etwas schwere Kost, aber doch für den deutschen Magen recht. Selbst in dieser scheinbaren Außerlichkeit liegt etwas, das wir mit den Skandinaviern gemeinsam haben.

Ein ganz großes Erlebnis ist es, wenn man die nordischen Länder bereist und die nicht zu Skandinavien zählenden Ostseeländer dazu und dabei mit einmal zu der Erkenntnis kommt, daß ja diese alten Städte, die ihre erste Kulturblüte in der besten Zeit der deutschen Hanse hatten, noch heute etwas unverkennbar Gemeinsames aufweisen, das man vielleicht am treffendsten als „geronnenen Hanseateingeist“ bezeichnen könnte. Die Verschiedenartigkeit all dieser Städte liegt nur in dem neuen Rahmen, der in den letzten Jahrzehnten um den alten Kern herumgebaut wurde; dieser Kern selbst spiegelt einen einheitlichen deutschen Hansegeist wieder, von Hamburg und Bremen, Lübeck, Danzig, Elbing und Königsberg bis Riga, Reval, Wisby, Stockholm, Kopenhagen und weiter nördlich bis Bergen. Es ist kein Zufall, daß in der alten Hansestadt Bergen der wichtigste Teil der Hafenanlage „Tyskebrügge“, Deutsche Brücke, heißt. Eine Rundfahrt um die Ostsee macht uns klar, daß hier einmal vor Jahrhunderten eine deutsche Kultureinheit bestanden haben muß, die uns heute angesichts der kleinen Nationalitätenstaaten, die im Baltikum entstanden sind, fast als Utopie erscheint. Man kann diesen alten Hansestädten an der Ostsee ihren unauslöschlichen Stempel deutschen Geistes ebenso wenig nehmen, wie vergleichsweise dem alten Prag, dessen deutsche Vergangenheit man heute auch nicht mehr wahr haben möchte. Wenn auch in den kleinen baltischen Randstaaten heute die deutsche Sprache von den neuen Nationalitätenstaaten bewußt zurückgedrängt werden soll, die Steine reden diese Sprache, die man dort heute möglichst nicht mehr zu hören wünscht.

Doch nach dieser kurzen politischen Abschweifung zurück zu unserem eigentlichen Thema. Erinnern wir uns der engen historischen Verbundenheit zwischen Deutschland und den skandinavischen Ländern. In Pommern, Mecklenburg und Schleswig trifft man überall auf Spuren des skandinavischen Einflusses und der gegenseitigen kulturellen Beziehungen. Es soll hier gar nicht mal auf Gustav Adolfs Eingreifen in die Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges hingewiesen werden und die lange Schwedenherrschaft in Pommern, die erst in der napoleonischen Zeit ihr Ende erreichte; wichtiger erscheint es uns, daß die adligen Geschlechter der deutschen Ostseeprovinzen mit alten skandinavischen Geschlechtern früher vielfach verwandt und verschwägert waren. Das wird einem so recht klar, wenn man beispielsweise die Grabsteine in der berühmten, kunsthistorisch bedeutsamen und höchst sehenswerten, 600 Jahre alten früheren Zisterzienserkirche in Doberan in Mecklenburg betrachtet; da findet man auch so manchen dänischen und schwedischen Adelsnamen, und wenn wir die Dinge heute unter russischem Gesichtspunkt betrachten, so will es uns scheinen, daß die Vermischung deutschen Blutes mit dem der besonders reinen uns artverwandten skandinavischen Rasse bestimmt von keinem schlechten Einfluß gewesen sein kann, zumal es sich dabei doch vermutlich zumeist auf beiden Seiten um eine Auslese, also im Ergebnis um eine russische Höherzüchtung gehandelt hat.

Es heißt, daß 1184, als die Dänen die sagenhafte Stadt Vineta auf der Insel Wollin zerstört hatten, die überlebenden Bewohner nach Wisby auf Gotland überjiedelten. Auf alle Fälle scheinen jedenfalls engste kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen zwischen hien und drüben bestanden zu haben. Dieses Wisby, dessen Architektur uns an Norddeutschland erinnert, lag damals im Brennpunkt der deutschen Hanse; es hat im zwölften Jahrhundert eine Blütezeit erlebt, von der wir uns heute schwer eine Vorstellung machen können. Die Sage erzählt, daß damals die Schweine dort aus silbernen Trögen fraßen.

Tatsache ist, daß in der Stadt 17 Kirchen und drei Klöster entstanden, deren Ruinen noch heute als kunsthistorisch wertvolle Denkmäler stehen; die Stadt hatte damals mehr als doppelt so viele Einwohner wie heute, jetzt sind die Stadtmauern so weit geworden, daß innerhalb ihres Umkreises Gärten liegen. Rosen und Ruinen.

Nach Jahrhunderten größter Blüte ging die Bedeutung Wisbys dann sehr stark zurück; bereits vom 13. Jahrhundert ab wurde das günstiger gelegene Lübeck als Handelsplatz immer wichtiger; sodann wurde der Haus dem Orient und dem fernen Osten, der früher auf dem Landwege aus Innerasien über Nischni Nowgorod gegangen war, mit der Entdeckung neuer Seewege in andere Bahnen gelenkt. Wisbys Bedeutung ist ein für allemal dahin; heute wirkt die Ruinenstadt wie ein historisches Denkmal deutsch-skandinavischer Zusammenarbeit.

Seit der Zeit der Hanse waren die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und den skandinavischen Ländern stets sehr rege und sie könnten heute noch viel lebhafter sein, wenn der Welthandel nicht allgemein im Zeichen des Autarkieprinzips stark geschrumpft wäre. Auch die kulturellen Beziehungen werden dadurch unter Umständen merklich in Mitleidenschaft gezogen, wenn, wie es zur Zeit der Fall ist, infolge des geringen Umfanges des Außenhandels die Divisienlage zu Beschränkungen des Auslandsreiseverkehrs nötigt. Das Beispiel Schweden ist in diesem Zusammenhang sehr aufschlußreich. Man darf sich Schweden heute längst nicht mehr als ein Land vorstellen, dessen Wirtschaft in der Hauptsache auf dem Holz- und Erzeichtum sowie auf der Landwirtschaft beruht; das war vor einigen Jahrzehnten noch richtig, heute lebt aber weit über die Hälfte der schwedischen Bevölkerung von der Industrie, dem Handel und Verkehr. Schweden hat eine bedeutende eigene Industrie aufgebaut und erzeugt auf vielen Gebieten heute längst alles selbst, was es früher von uns importierte, ja darüber hinaus tritt Schweden heute sogar noch als unser Konkurrent auf dem Weltmarkt. Als ich z. B. unlängst eine unserer größten deutschen Waggonfabriken in Görlitz besuchte, wurde mir von einem der leitenden Herren erzählt, daß Schweden vor dem Kriege der bedeutendste Auslandskunde gewesen war; heute hat Schweden seine eigenen Waggonfabriken, es bestellt nicht nur nichts mehr in Deutschland, sondern tritt darüber hinaus auf dem Weltmarkt sogar noch als unser Konkurrent auf. Das ist ein Beispiel für viele. Auf dem Gebiete der Maschinen- und Elektroindustrie liegen die Dinge ganz ähnlich.

Schweden hat in den letzten Jahren einen außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwung genommen, es verfügt über sehr bedeutende Naturschätze, erzeiche Berge, riesengroße holzreiche Wälder und gewaltige Wasserkräfte; dazu kommt noch, daß der Schwede seiner ganzen Veranlagung nach das Zeug zu einem vorzüglichen Industriearbeiter mitbringt. Vergleichsweise fehlen den Russen, die nach dem Willen der Sowjetmachthaber gewaltsam von Landleuten zu Industriearbeitern gemacht werden, fast alle Voraussetzungen für diese Tätigkeit, so daß sie meist sehr liederliche Industriearbeiter werden, die unfähig sind, Qualitätsarbeit zu leisten. Gerade das Gegenteil davon ist der schwedische Industriearbeiter; bei ihm paart sich eine angebotene hohe Intelligenz mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit, er bringt für die Technik Verständnis und natürliche Begabung mit, alles prädestiniert ihn zum Qualitätsarbeiter und daher kommt es, daß die schwedische Industrie, die nicht billig arbeitet, sich mit ihren Qualitätserzeugnissen vielfach sogar dort durchsetzt, wo sie von Konkurrenten aus anderen Ländern im Preise unterboten wird.

In unserem Zusammenhang ist wichtig, daß infolge dieser Entwicklung Schweden von uns nicht mehr so viel kauft, wie wir wünschen möchten, zumal wir unsererseits sein bester Abnehmer sind. Infolge dieser für uns ungünstigen Gestaltung der Handelsbeziehungen hat Deutschland mit Schweden kein Reiseabkommen treffen können, die dem deutschen Schwedenreisenden die Mitnahme größerer Geldbeträge gestattet und dadurch ist der deutsche Reiseverkehr nach Schweden bedauerlicherweise ins Stocken geraten. Es besteht aus diesen rein wirtschaftlichen Zusammenhängen heraus der etwas paradox anmutende Zustand, daß wir infolge unserer Devisenlage zur Zeit nach Schweden kaum reisen können, trotz der gegenseitigen großen Sympathien beider Völker, während andererseits durch ein Verrechnungsabkommen mit der Sowjetunion für Reisen nach dem uns doch gewiß innerlich nicht nahestehenden Rußland Mittel zur Verfügung stehen, einfach weil Rußland in größerem Umfange Abnehmer unserer Erzeugnisse ist.

Die Artverbundenheit, die wir oben im einzelnen auseinandersetzen, findet ihren äußeren Ausdruck nicht zuletzt dadurch, daß die Beliebtheit der Nordlandsreisen auf deutschen Schiffen, für die es keine Devisenschwierigkeiten gibt, ständig zunimmt, besonders auch seit die „Kraft durch Freude“-Organisation jährlich Zehntausenden eine billige Reiseumöglichkeit nach dem Norden gibt. Früher, als die Devisenschwierigkeiten noch nicht bestanden, zogen viele deutsche Nordlandsreisende es lieber vor, auf eigene Faust, also nicht in Form einer geschlossenen Gesellschaftsreise auf deutschen Schiffen, diese Länder zu bereisen; sie fanden es vielleicht sogar besonders reizvoll, für eine Norwegenreise bis hinauf zum Nordkap von Oslo oder Bergen einen der kleinen norwegischen Küstendampfer zu benutzen, auf dem die Reise zwar länger dauerte, als auf einem großen deutschen Touristendampfer, aber dafür kam man mehr mit Land und Leuten in Berührung, in jedem kleinen und kleinsten Orte wurde angelegt und immer gab es da irgend etwas besonders Bemerkenswertes und Charakteristisches zu sehen. Wer das einmal auf einer Nordlandsreise erlebt hat, wird bedauern, daß die leidige Geldfrage uns diese Reiseumöglichkeit jetzt verschließt.

Abschließend möchten wir einen ganz gedrängten Überblick über die besonders charakteristischen Schönheiten geben, die den deutschen Nordlandsreisenden in den drei skandinavischen Ländern erwarten. Es ist und bleibt nun mal so, daß man von einem Lande, und wenn man auch nur eine knappe Woche lang dort war, einen unvergleichlich lebendigeren Begriff erhält, als aus einem Dutzend an sich vorzüglicher Bücher. Alles Geschriebene kann wohl der Vertiefung von Kenntnissen über ein Land dienen, aber auch im günstigsten Falle ist es nur ein unzulänglicher Ersatz des eigenen Schauens und alles, was jemand mit heißem Herzen und dem guten Willen, stammverwandte Länder einander näher zu bringen, schreibt, erfüllt seinen Zweck noch am ehesten, wenn es eine große Sehnsucht weckt, dieses fremde Land einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen; früher oder später wird eine solche Sehnsucht, wenn sie wirklich groß genug ist, dann zumeist auch ihre Erfüllung finden.

Am leichtesten zu erreichen ist für uns Dänemark. Die Besucher unserer Ostseebäder können die schöne dänische Hauptstadt mit einem kleinen Bäderdampfer in einem Eineinhalb-Tagesausflug erreichen. Bedenken wir, daß ganz Dänemark mit seinen etwa dreieinhalb Millionen Einwohnern, von denen rund 800 000 in Kopenhagen leben, um mehrere Hunderttausend hinter der Viermillionenstadt Berlin zurückbleibt. Dabei verfügt

es nach einer amtlichen Aufstellung über eine Hauptstadt, 85 Provinzstädte, 85 Vororte und 500 „stadtähnliche Siedlungen“. Die deutschen Besucher kommen ja leider zumeist nur nach Kopenhagen und der sogenannten dänischen Riviera, d. h. der seeländischen Küste zwischen Kopenhagen und Helsingör, in dessen Nähe sich das Hamlettschloß Kronborg befindet; hier an der Küste entlang reiht sich Badeort an Badeort. Alles in Dänemark macht auf uns den Eindruck ausgesprochener Heiterkeit, die Dänen sind für uns ein fröhliches Völkchen, das einen gefunden Humor hat und bei dem man sich gut aufgehoben fühlt. Auch die Inseln Bornholm und die Kreideinsel Møen werden von deutschen Reisenden noch aufgesucht, allenfalls auch noch der jütländische Badeort Skagen. Aber damit hört die Dänemarkkenntnis des deutschen Durchschnittsreisenden auf; dabei würde es sich bestimmt lohnen, die alten Städte Roskilde, Odense, Aalborg, Aarhus und den westjütischen Hafen Esbjerg zu besuchen, den Ausgangspunkt der schnellsten Verbindung zwischen Dänemark und England, ebenso die Heide Landschaft in Jütland, dessen Bewohner als der schönste dänische Menschenschlag gelten.

Das Dänemark durch seine Sprache so nahe stehende Norwegen hat einen ganz anderen Charakter; seine Bewohner sind ernster und verschlossener, als die Dänen: es wird einem auf einer Reise schwerer, ihre Bekanntschaft zu machen, aber wenn einem das gelingt, dann wird man doppelt froh darüber sein, denn es lohnt sich. Ernst ist auch der Charakter der Landschaft, die zerklüftete Felsenküste, aus der die Berge oft fast senkrecht empor steigen, so daß man in der Fjordlandschaft das Gefühl hat, zwischen den Gipfeln eines ins Meer gesunkenen Gebirges hindurchzufahren. Die Berge schauen auch bis in die Hauptstadt Oslo hinein, die längst nicht das weltstädtische Gepräge der beiden anderen skandinavischen Hauptstädte besitzt. In einer guten Viertelstunde kann man von Oslo mit einer Bergbahn hinauffahren in die Berge nach Holmenkollen, wo im Winter die berühmten Skiwettbewerbe stattfinden.

Oslo ist auch der Ausgangspunkt der berühmtesten norwegischen Gebirgsbahn, der Bergen-Bahn, die die Hauptstadt in etwa achtsündiger Fahrt mit der zweitgrößten Stadt des Landes, Bergen, verbindet. Die Fahrt geht über das Gebirge durch Gegenden, die vor dem Bau der Bahn fast völlig unbewohnt und für den Reisenden so gut wie unerreicht waren; der höchste Punkt der Bahn, die Station Finse, liegt fast das ganze Jahr über in Eis und Schnee. Auf der für Norwegenreisende traditionellen Nordkapfahrt wird u. a. die alte Hauptstadt Trondheim angelaufen, deren alter Dom wohl das bemerkenswerteste kunsthistorische Bauwerk ganz Norwegens ist; ein besonderes Erlebnis ist sodann die Fahrt durch die berühmte Inselgruppe der Lofoten.

Für den Schwedenreisenden ist Stockholm eine große Überraschung; den stärksten Eindruck erhält man, wenn man sich der schwedischen Hauptstadt von der Seeseite durch die vorgelagerten einzigartigen Schären nähert. So weltstädtisch haben sich die meisten die schwedische Hauptstadt nicht vorgestellt; das Königschloß und der Reichstag liegen unvergleichlich großartig am Wasser da. Stockholm besitzt sogar ein paar richtige Wolkenkratzer, auf die die Stockholmer nicht weniger stolz sind, als auf ihr neues Stadthaus; ein Rundgang durch seine holzgetäfelten Räume gibt uns einen Begriff von schwedischer Kultur. Es lohnt sich auch, die Riddarholms-Kirche, das „schwedische Pantheon“, zu besuchen, wo die großen Männer der schwedischen Geschichte ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Alt-schwedisches Volkstum kann man am konzentriertesten im Nordischen Museum und nicht

weit davon im Freilichtmuseum auf Skansen studieren; das ist ein wundersam „lebendes“ Museum, man hat da alte Bauernhäuser aus allen Teilen des Landes aufgebaut und läßt darin Bauern aus jener Gegend in ihren malerischen Trachten wohnen. Zum Studium moderner schwedischer Wohnkultur lohnt es sich, jenseits des Mälarsees die erst in den allerletzten Jahren gebaute Eigenheimsiedlung Appelviken zu besuchen, die am Wege nach dem alten Königschloß Drottningholm liegt, wo der älteste Theateraal des Landes gezeigt wird. Auch der kultivierte Badeort Saltjöbaden, der von Stockholm mit einem kleinen Schären dampfer in einer guten Stunde und mit der elektrischen Bahn in einer halben Stunde zu erreichen ist, lohnt einen Besuch zur Abrundung des Eindrucks, den man vom Leben der Schweden gewinnt, von denen behauptet wird, daß sie einen besonderen Gang haben, über ihre Verhältnisse zu leben. Einzigartig ist die Fahrt mit dem kleinen Götadampfer durch den Götakanal von Stockholm nach Göteborg; das geht tagelang quer durch Südschweden und man sieht viel Charakteristisches von seiner Landschaft und ein paar alte Ortschaften obendrein. Schweden ist so groß und schön, die Reiselustigen möchten am liebsten bis hinauf nach Lappland; aber das sind unter den jetzigen Verhältnissen unerfüllbare Wünsche. Deshalb genug der Einzelheiten.

Das wesentliche ist und bleibt das Erlebnis der tiefen Wesensverwandtschaft des deutschen und skandinavischen Menschen.

Ilse Demme:

Das Deutschtum in Siebenbürgen

Nicht, um zu erobern, sondern um den Boden urbar zu machen, gingen immer und immer wieder Tausende und Abertausende Deutscher ins Ausland. Sie brachten eine hohe Auffassung von wirtschaftlicher Sittlichkeit und von Arbeit mit in ihre neue Heimat, die sich besonders in Großrumänien, in Siebenbürgen, von den orientalischen Geschäftsgepflogenheiten außerordentlich unterschied, sie haben zur Europäisierung dieses Staates nicht unerheblich beigetragen, in dem großen Prozeß der Befreiung vom Orient. Deutschtum und wirtschaftlich-technischer Fortschritt — ein untrennbarer Begriff, man kann wohl sagen, das Deutschtum stellt ein Kulturelement hier im Osten dar, dessen Einfluß nicht unerheblich ist. Verschiedenartig in Alter und Ursprung sind die deutschen Siedlungen in Rumänien und Ungarn, in wirtschaftlich-sozialer Beziehung aber sind sie mit Ausnahme von Siebenbürgen durchaus einheitlich, es sind die bäuerlichen Siedlungen, die bei weitem vorherrschen. Eigentlich vermochte nur das Siebenbürgische Deutschtum eine gebildete Oberschicht zu schaffen.

Ungarische Fürsten (Geisa II.) haben die Siebenbürger Sachsen (um 1150) gerufen, und sie kamen mit Pflug und Schwert „zum Schutze der Krone“, hatten auch ausgesprochene militärische Pflichten zu erfüllen. In Siebenbürgen ist es den Deutschen durch all die Jahrhunderte hindurch gelungen, sich eine völkische Reinheit zu erhalten, ein eigenes Staats- und Kulturbewußtsein zu entwickeln. Dies war nur durch die rassische Einheitlichkeit der Einwanderer möglich, waren doch die Siebenbürger Sachsen

zum größten Teil Moselfranken, mit einheitlicher Religion, mit einer von der Krone verbrieften Selbstverwaltung auf sogenanntem „Königsboden“. Sie konnten sich ihre Geistlichen selbst wählen, auch ihre Richter, die nach deutschem Recht richteten. So blieben die Deutschen in Siebenbürgen persönlich frei, hatten nur einem vom König ernannten Grafen zu gehorchen und waren zur Heeresfolge verpflichtet. Sie haben sich als Wächter europäischer Kultur an den Pforten des Orients eine außerordentliche Stellung errungen.

Bis zum Jahre 1211, da König Andreas II. den deutschen Ritterorden nach Siebenbürgen berief und ihm Land verlieh, das von ihm mit einer Reihe stattlicher Burgen und Orte bebaut wurde, hatten die Siebenbürger Sachsen bereits 350 Gemeinden mit etwa 20 000 Familien gegründet. Schon nach wenigen Jahren wurde der Orden dem König zu mächtig und er vertrieb ihn wieder; die Siebenbürger Sachsen aber blieben und kultivierten ihr Land weiter.

Nach Jahren ruhiger Arbeit folgten schwere Zeiten. 1241/42 verwüsteten die Mongolen die junge Siedlung, und es dauerte Jahrzehnte, bis sie sich hiervon wieder erholt hatte. Das 14. Jahrhundert brachte unter der Regierung der Anjouer und Luxemburger Zeiten des Friedens, in denen die Siedlung sich zu hoher kultureller Blüte entwickeln konnte. In dieser Epoche entstanden auch die wundervollen gotischen Kirchen, die Kirchenburgen und viele Stadtbefestigungen; das geistige Leben in den Städten war außerordentlich rege. Die eindringenden Türken verwüsteten das Land und machten der friedlichen Arbeit für beinahe drei Jahrhunderte ein Ende. Die Schlacht bei Nikopolis im Jahre 1396 brachte den Auftakt der so lange währenden Türkengefahr. 1526, nach der Schlacht bei Mohatsch, wurde Siebenbürgen Großfürstentum, und die Siebenbürger Sachsen erhielten als dritter Landstand Mitbestimmungsrecht. Große Führer erstanden dem Volke, Kämpfer wie z. B. Michael Weiß, Georg Hecht, Pempflinger u. a. m. Ein Freund Melanchtons, der Reformator Honterus aus Kronstadt, brachte 1545 den Siebenbürger Sachsen den lutherischen Glauben, dem der Siebenbürgische Landtag volle Freiheit zusicherte.

Die Habsburger, die seit Anfang des 16. Jahrhunderts Könige von Ungarn waren, setzten den siebenbürgischen Großfürsten ab und nun wurde Siebenbürgen der Sammelplatz aller revolutionären Elemente.

Erst Maria Theresia schaffte wieder Ruhe, ernannte einen Hermannstädter Sachsen, den Freiherrn von Brukenthal, zum Gouverneur Siebenbürgens. Trotzdem nun für das Land eine Zeit ruhiger wirtschaftlicher Aufbauarbeit kam, konnte das Deutschtum nicht wieder zur vollen Entfaltung kommen.

Siebenbürgen war vor der Einwanderung der Deutschen ein schwach besiedeltes, unkultiviertes Land, deutschstämmige Bauern haben es umgewandelt. Dem Ackerbau und der Viehzucht, dem Weinbau und dem Bergbau (Erdgase, Kohlen, Salzlager) und auch dem Gewerbe und der Industrie der Sachsen war hier im Osten eine führende Rolle zugewiesen. Deutsche Kaufleute durchzogen das Land, der Handel blühte. Goldschmiedekunst und Holzschnitzereien, Waffenerzeugung kam zu hohem Ansehen, Städte und Festungen erstanden unter deutschen Händen. Hat auch der Türkenkrieg großen Schaden angerichtet, der siebenbürgisch-sächsischer Kaufmann und Handwerker stand in

großem Ansehen, und der deutsche Einfluß auf wirtschaftlichem, technischem und sozialem Gebiet hat sich immer durchgesetzt.

Rund 230 000 Deutsche leben heute in Siebenbürgen, die meisten von ihnen sind auch jetzt noch selbständige Landwirte. Aber auch das Bürgertum in den Städten ist stark von Deutschen durchsetzt. Führende Industrielle und Bankmänner, Handwerker, Kaufleute und Ärzte, Ingenieure und Rechtsanwälte erfreuen sich eines guten Rufes. In Siebenbürgen wurden die ersten Volksschulen Europas auf konfessioneller Grundlage gegründet. Auch heute noch arbeiten Kirche und Schule Hand in Hand, bilden einen Verwaltungskörper. 276 deutsche Schulen gibt es in Siebenbürgen, evangelische Volksschulen, höhere Volksschulen, Untergymnasien, Obergymnasien, Oberrealschulen, ein Mädchengymnasium, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, Höhere Handelsschule, Kindergärtnerinnenseminar und drei Ackerbauschulen: ein Zeichen, daß man auf jeden Fall bestrebt ist, dem deutschen Mutterland die Treue zu halten. Landwirtschaftliche Vereine, musikalische und sportliche Vereinigungen, Arbeiterfortbildungsvereine u. a. m. tragen zur Verinnerlichung der Volksgemeinschaft, zur Wahrung der Tradition und zur kulturellen Hebung bei. Die völkische Organisation der Siebenbürger Sachsen steht an erster Stelle aller Minderheiten in Europa. Die Siebenbürger haben nach dem Kriege die Führung der Deutschen in Rumänien übernommen, haben ein deutsches Kulturamt gegründet, dessen Sitz sich in Hermannstadt befand. 1931 mußte dieses Amt infolge wirtschaftlicher Schwierigkeiten aufgelöst werden.

Inmitten anderer Völkerstämme rein deutsches Volkstum, Sprache, Sitten und Gebräuche; das ist die deutsche Siedlung in Siebenbürgen.

Ewald Volhard:

Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition

I. Teil: Vom Niltal zum Abu Balas

Fortsetzung

Die Durchquerung der Wüste.

Freitag, den 5. April, morgens um 8.20 Uhr, fand unser Start zur Durchquerung der Libyschen Wüste statt. 100 km konnten wir noch erst einer miserablen Straße, dann einem markierten Track folgen, danach hörte jede Markierung auf. Nach einer kurzen Mittagrast wurde der Kompaskurs bestimmt und geführt von Dr. Rhotert setzte sich unsre Kolonne in Marsch. Das Gelände bietet der Orientierung nur wenig Anhaltspunkte, so daß zur Kursbestimmung ein Wagen einige hundert Meter vorausgeschickt und dann genau auf einen im Peilkompaß fixierten Punkt eingeschwenkt werden muß. Zum Peilen muß man sich natürlich in einiger Entfernung von den Wagen aufstellen, da die vielen Metallteile den Kompaß nur allzu leicht ablenken.

Um den Kurs zu halten genügt dann der im Wagen an möglichst störungsfreier Stelle angebrachte Flieger-Liquid-Kompaß. Wir hatten lange suchen und probieren müssen, bis wir eine geeignete Stelle für ihn gefunden hatten. Erst schien er an verschiedenen

Stellen ablenkungsfrei zu funktionieren, dann aber zeigte sich, daß er zwar beispielsweise nach Norden und Osten ganz richtig ging, dafür aber nach Westen und Süden um mehrere Grade abwich. Schließlich fand Dr. Nhotert als die bei weitem beste, wenn auch nicht grade bequemste Stelle, die in der Mitte der Holzrückwand hinter und über unsern Köpfen. Hier wurde er in sinnreicher Weise angebracht und mit Hilfe eines vergrößernden Kassierspiegels und eines Rückspiegels so nach vorn geworfen, daß er dauernd beobachtet werden konnte. Natürlich hatte nicht jeder Wagen einen solchen Kompaß, sondern nur zwei, einer zum Führen und einer zur Kontrolle.

Das Gelände bot zunächst keine besondern Schwierigkeiten, im Gegenteil hatten wir größere Strecken festen Sandboden, „Serrir“, in den sich unsere extrabreiten Reifen nur wenig eindrückten. Man kann auf solchem Boden, der glatter und freier von Unebenheiten ist als die beste Autostraße, jede beliebige Geschwindigkeit fahren — wenn man aufpaßt. Denn gelegentlich tauchen plötzlich und unerwartet ganz kleine und in der schattenlosen Mittagszeit kaum sichtbare Sandwellen auf, die sehr kurz und steinhart sind, so daß der ahnungslos mit neunzig Kilometer Geschwindigkeit darüber brausende Wagen in der abscheulichsten Weise zusammengerüttelt wird und die arglosen Fahrer ihre sämtlichen Eingeweide zu verlieren glauben. Wem das einmal passiert ist, der hat vor solchen Stellen den größten Respekt und befließigt sich ihnen gegenüber aller möglichen Vorsicht.

Serrir entspricht wohl am ehesten der üblichen Vorstellung von Wüste: nach allen Seiten dehnt sich in schier unendliche Weite der hellgelbe Sand. Streckenweise sind pyramidenförmige Bergkegel, die jeder für sich unmittelbar aus der Ebene aufragen, über den Sand verteilt. Weniger bekannt sind dagegen die zahllosen kleineren und größeren Gebirge, die sich in der Wüste erheben. So legten sich uns immer wieder steinige Hügelketten in den Weg, durch deren Felsgeröll eine Passage gesucht werden mußte. Hier hatte der Wind auch häufig weicheren Sand zusammengetragen, in dem wir mit schmaleren Reifen sicherlich mehrfach stecken geblieben wären.

Als wir um 6 Uhr abends an einem hohen Sandhügel mit steiler Felskuppe unser Lager aufschlugen, weil die Sonne unterging und wir nicht mehr genug sehen konnten, hatten wir gerade 200 km hinter uns gebracht. Wir waren mit dieser ersten Tagesleistung nicht unzufrieden, denn das Navigieren nahm naturgemäß viel Zeit in Anspruch. Häufig mußte des Geländes wegen der Kurs geändert und später wieder berichtigt werden und vor allem mußten wir auch für die Nachkommenden den Weg so eindeutig markieren, daß er selbst dann noch zu finden war, wenn ein Sandsturm unsere Autospuren verwehen sollte. An jeder zweifelhaften Stelle wurde daher ein „Mam“ errichtet, ein kleiner Steinhäufen, in den ein Stock mit einem Zettel gesteckt wurde, auf dem Kurs, Richtpunkt oder sonstige Anhaltspunkte verzeichnet waren.

Wir konnten gerade noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne nutzen, um unser Lager zu richten, Kochzeug, Betten und Lampen auspacken, dann wurde es dunkel und nach der Hitze des Tages empfindlich kühl. Zum Abendbrot gab es Makkaroni mit Tomatenmark. Leider mußten wir dabei bemerken, daß wir unser gesamtes Eßbesteck am Mittagsrastplatz liegen gelassen hatten und uns daher unserer natürlichen Eßwerkzeuge, der Finger, bedienen mußten. Es wurde, wie sich denken läßt, ein entsprechend lustiges

Essen, und wir blieben noch eine ganze Weile plaudernd und beratend um unsere Petroleumlampen sitzen, ehe sich einer nach dem andern auf sein Lager verzog.

Im Sand, so hatte mir Geheimrat Frobenius verraten, der ja die Wüste kennt wie wenige, schläft es sich besser als im schönsten Bett, wenn man sich die Körperform ganz genau nachmodelliert. Wir hatten an unserm Lager ganz besonders feinen und weichen Sand, der mich lockte, das doch einmal auszuprobieren. Während also die andern in ihre aufgeschlagenen Feldbetten stiegen, betätigte ich mich wohl 20 Minuten lang als Plastiker und hatte mein Bett denn auch so weit, daß jeder Muskel seine zukommende Vertiefung, jede hohle Stelle die entsprechende Erhebung fand und ich in der gewohnten Schlafstellung an keinem Punkt mehr irgendeine Unbequemlichkeit empfand. Als ich dann aber auf den Schlaf wartend in meinem also eingebauten Schlafsack lag, da wurde plötzlich das Verlangen in mir übermächtig, mich nur einmal, und wenn auch nur auf wenige Minuten, auf die andere Seite zu drehn, — wodurch denn der Sinn meines ganzen kunstvollen Baues hinfällig wurde und weiterhin blieb. Obgleich jetzt nichts mehr paßte, schließ ich, aber ich glaube, im schlechtesten Bett hätte ich doch noch besser geschlafen. Vorsichtshalber habe ich es jedenfalls bei diesem einen Versuch, im Sand zu schlafen, gelassen, weil sich das anscheinend doch mehr für ruhigere Leute eignet.

Mit Sonnenaufgang standen wir etwas fröstelnd auf, tranken Tee und fuhren weiter in die morgenliche Landschaft hinein. Die Beleuchtung war wunderschön; vor uns glänzte der rötlich-gelbe Sand, dahinter erhob sich eine Gebirgskette mit vielen Ausläufern und Einzelkegeln, rot angestrahlt durch die Sonne und plastisch herausgemeißelt durch die noch langen Schatten. Wieder hatten wir leichtes Jahrgelände, bis wir die Gebirgsausläufer überqueren mußten, wobei es über Stock und Stein in engen Windungen durch dichtes Geröll hindurch bergauf und bergab ging. Die Orientierung war außerordentlich schwierig, da es entweder keine oder lauter gleichartige markante Punkte gab, die sich mit dem dürftigen Kartenbild schwer in Einklang bringen ließen. Erst als wir eine auf der Karte eingezeichnete Düne durchfuhren, waren wir wieder sicher, daß wir auf dem rechten Weg waren, und konnten vertrauensvoll nach unserm Kompaskurs weiterfahren.

Wer nie in der Wüste gefahren ist, dem mag es merkwürdig erscheinen, daß Zweifel über die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges überhaupt entstehen können. In einem Gelände, das unausgesetzt kleine Abweichungen nötig macht, ist es jedoch völlig unmöglich, auf lange Strecken hin den Kurs mit absoluter Sicherheit festzuhalten. Es gehört sehr viel Geschick, Anpassungsvermögen und Glück dazu, sich hier nicht zu irren. Besonders aber wird von allen denen, die einmal mehrere hundert Kilometer durch Serrir gefahren sind, betont, daß das beklemmende Gefühl des Zweifels an der Richtigkeit der Strecke sich unvermeidlich aufdränge, wenn man auf Stunden und Stunden keinerlei Möglichkeit habe, sich durch irgendwelche Anhaltspunkte zu bestätigen, daß man vom Kurs nicht abgewichen sei. Macht doch schon die geringste Abweichung bei solchen Strecken das Finden des gesuchten Punktes oft unmöglich.

Wir suchten den Abu Balas, zu deutsch: Vater der Töpfe, einen kleinen Bergkegel inmitten einer großen Anzahl völlig gleichförmiger, der dadurch ausgezeichnet war, daß sich an seinem Fuß die Scherben vieler Töpfe befanden. Es ging die Sage, er sei besonders schwer zu finden. Als wir daher das große Regelfeld unmittelbar vor uns hatten, befiel

uns der geschilderte Zweifel an der Richtigkeit der Navigation, und wir begannen zu suchen und uns unter der Fülle von Regeln diesen oder jenen als möglichen Abu Balas auszuwählen. Nachher, als wir den rechten gefunden hatten, stellte sich heraus, daß wir nur haargenau unsern Kurs noch einige Kilometer hätten weiterzufahren brauchen, um direkt mit der Nase auf den gesuchten Berg zu stoßen.

Die Exaktheit dieser Navigation, an die keiner von uns vorher zu glauben gewagt hätte, wurde als Meisterleistung unseres Führers mit Recht bewundert, um so mehr als er selbst bisher noch wenig Gelegenheit gehabt hatte, diese seine hervorragende Fähigkeit im Ernstfall zu erproben. Auf 380 km so genau den rechten Punkt zu treffen, wäre selbst für den gewiegtesten Wüstenfahrer eine beachtliche Leistung gewesen.

Der Bergkegel, an dem wir uns befanden, liegt heute außerhalb des menschlichen Interesses, wenn auch die Scherben, die um ihn herum liegen als ägyptisches Nationalheiligtum in Ehren gehalten werden und als unantastbar gelten. Sie haben ihre Geschichte, denn früher war der Abu Balas einmal recht wichtig gewesen. Die Karawanenstraße aus dem Süden nach der Oase Dachla führte ehemals hier vorbei, und als Hilfe für die Durchziehenden soll ein Sultan in alten Zeiten, so heißt es, hier eine große Anzahl gewaltiger Krieger aufgestellt und in den Sand eingegraben haben. Es war ein Karawanenstützpunkt, eine Art Wüstenrestaurant, in dem Notleidende sich des Wassers bedienen konnten, wenn sie sich für die gewaltige oasen- und brunnenlose Reise nicht hinreichend versehen hatten. Die Ehrenpflicht, für Ergänzung dieses Wasserlagers zu sorgen, nahm jeder gern auf sich, der gut gerüstet dieses Weges zog, denn allzu leicht konnte er ja auch selber einmal fremder Hilfe in diesen harten Gegenden bedürfen.

Willig verbinden sich die Menschen der Wüste im Kampf gegen die übergewaltige Natur zu gegenseitiger Hilfe. Als schönes Denkmal dieser Kampfgenossenschaft der Wüstenwanderer lebt der Abu Balas im Gedächtnis der Menschen. Aber auch andere Tugenden und andere Sitten hat der Berg gesehen und der Erinnerung festgehalten. Denn später drangen gewalttätige Stämme von Süden her vor, wie die kriegerischen Tibbu, und beraubten und plünderten die reicheren Oasen. Auch ihnen war der Vater der Töpfe ein unentbehrlicher Helfer, indem er ihnen ein leicht zu haltendes Lager ermöglichte. Lange Zeit tobte von hier aus der Kampf, bis sich die Oasenbewohner zu einem energischen Gegenstoß entschlossen und die Feinde in ihrem eigenen Lager vernichtend schlugen. Im Augenblick, wo die allzu hilfsbereiten Töpfe zerschlagen waren, hatten die Räuber keine Möglichkeit mehr, sich in der Wüste zu halten, sie mußten sich zurückziehen und die Oasen waren gerettet. So wurde dem Abu Balas sein böser, zugleich freilich auch sein guter Zweck und Sinn genommen, er sank in die Bedeutungslosigkeit zurück und wurde zum bloßen Denkmal.

Nur Expeditionsfahrern ist er noch heute als auf der Karte und im Gedächtnis der Alten markierter Punkt wichtig, deren es in diesem Gebiet nur wenige gibt. Man weiß wo man ist, und kann mit neuem Mut von hier aus weiter ins Weite streben. So feierten wir an diesem Abend, als die Wagen abgeladen und das Lager aufgeschlagen war, befriedigt und in sehr vergnügter Stimmung den Abschluß der ersten Etappe unserer Wüstenfahrt, plaudernd von dem, was uns auf dem Wege zu dem großen Wüstengebirge, dem Gilf Kebir, noch alles erwarten mochte.

Max Tepp:

Zum 400jähr. Bestehen deutschen Handels in Argentinien

Der erste Geschichtschreiber am Rio de la Plata

Im nächsten Jahr werden es 400 Jahre, seit Utz Schmidl von Straubing aus der deutschen Heimat fortzog, um auf einem deutschen Rauffahrteischiff der Nürnberger Herren Sebastian Weithart und Jakob Welfer nach Rio de la Plata in Indiam zu fahren.

Es war das erste deutsche Handelsschiff das nach den La-Plata-Ländern fuhr, um dem deutschen Handel ein neues Feld zu erobern.

Nach zwanzig Jahren mühevoller Reisen mit „besonderer Gefahr in Kriegsläufte“ bekam der Landsknecht Ulrich Schmidl durch das Handelshaus der Fugger einen Brief. Ulrich Schmidl sollte in die Heimat zurückkehren, denn sein Bruder Thomas wäre sehr krank.

Sein damaliger Hauptmann Irala gab ihm schweren Herzens Urlaub, „denn er mußte seine langen und treuen Dienste ansehen, und daß er manches Mal mit Leib und Leben für ihn eingetreten war und ihn nie verlassen hatte“.

Dies Zeugnis zeigt uns mit rührender Schlichtheit, daß Schmidls Leben im deutschen Zeichen der Treue stand. Unter diesem Zeichen stehen auch seine Aufzeichnungen. Wegen der schlichten Treue, wegen der ruhigen, leidenschaftslosen und sachlichen Darstellungsweise ist Schmidl der erste bedeutende Geschichtschreiber der Länder am La-Plata-Strom.

Von ihm wissen wir etwas über die erste Gründung der Stadt Buenos Aires durch Don Pedro Mendoza, der Schmidls oberster Hauptmann war.

Von ihm erfahren wir etwas über die Erbauung der Feste Buena Esperanza oder Corpus Christi, aus der sich später die Stadt Santa Fe entwickelte.

Von ihm werden wir unterrichtet über Gebräuche der Indianerstämme am La Plata, am Paraná, am Uruguay, am Paraguay, am Jejuí und am Guapay.

Zuletzt berichtet Ulrich Schmidl vom Unternehmungsgeist deutscher Kaufleute, die gleich ihm vor 400 Jahren ihren Fuß auf das segenverheißende Land am La Plata setzten.

Und die erste Quellschrift zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Länder am La Plata ist in deutscher Sprache geschrieben.

Der Verlag „Die Umwelt“ des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins gibt die Aufzeichnungen des Ulrich Schmidl in prächtigem Gewande heraus: „Utz Schmidl: Der erste Deutsche am Rio de la Plata“. Bearbeitet von Max Tepp.

Wir lassen einen Abschnitt aus diesem Buche folgen:

Gründung der Stadt Buenos Aires

Unser Oberst, Don Pedro Mendoza, befahl, daß man das Schiffsvolk wieder auf die Schiffe bringen sollte. Dann fuhrn wir nach der andern Seite des Flusses, der nur acht Meilen breit ist.

Dort haben wir an einem Bach*) eine Stadt gebaut, hat geheißn Buenos Ayres, das heißt auf deutsch: Guter Wind. Wir luden die 72 Pferde aus, die wir von Spanien mitgebracht hatten.

Die Indianer auf dieser Seite hießen Kerandis. Sie haben keine eigene Wohnung, sondern ziehen wie Zigeuner umher. Das Land ist trocken, und sie finden auf 30 Meilen

*) Der heutige Riachuelo.

langen Wegen keinen Tropfen Wasser. Wenn sie Hirsche oder anderes Wild erjagen, trinken sie das Blut der Tiere. Ebenso essen sie eine Dieftelwurzel gegen den Durst.

Diese Kerandís haben uns täglich Fische und Fleisch ins Lager gebracht.

Eines Tages blieben sie aus. Da schickte Don Pedro Mendoza den Richter Johann Pavon mit zwei Knechten zu den Indianern. Es nützte aber nichts. Die Indianer verbleuten alle drei und schickten sie uns wieder zurück.

Pedro Mendoza war zornig und schickte seinen Bruder Don Diego de Mendoza mit 300 Landsknechten und 30 Pferden zu den Indianern. Ich war auch dabei. Wir sollten alle todschlagen und das Dorf einnehmen. Die Indianer stellten sich zur Wehr. Es waren 4000 Mann, denn sie hatten ihre Freunde zur Hilfe herbeigerufen. Sie hatten zur Wehr Handbogen und Cardes. Diese Cardes sind halblange Spieße zum Werfen; sie haben eine Spitze aus Feuerstein. Ferner hatten sie als Waffen Kugeln aus Stein, an die eine Schnur gebunden war. Diese Boleadoras oder Bolas warfen sie einem Pferde um die Füße, so daß es fallen muß. Auf diese Weise brachten sie unsern Hauptmann, Don Diego de Mendoza, und sechs Edelleute um. Ich sah es mit meinen eigenen Augen. Zwölf Fußknechte erlegten sie mit den Wurffspießen. Sie wehrten sich tapfer, so daß wir es sehr wohl empfunden haben. Etwa 1000 Indianer schlugen wir zu Tode und nahmen zuletzt das Dorf ein. Wir konnten aber keinen Indianer gefangen nehmen. Alle, auch die Weiber und Kinder, waren geflohen.

In dem verlassenen Ort fanden wir als Beute Pelzwerk von Ottern, auch viele Fische, sowie Fischmehl und Fischschmalz.

Hungersnot in Buenos Aires

Als wir in unser Lager zurückkamen, teilte man das Volk ein. Einige mußten Arbeitsdienst, die andern Kriegsdienst tun.

Die Arbeiter bauten eine Stadt und ein festes Haus für den Obersten. Um die Stadt wurde eine Mauer errichtet, einen halben Spieß hoch. Die Stadtmauer war drei Fuß breit.

Aber was wir heute bauten, fiel morgen wieder ein. Denn das Volk war schwach, hatte nichts zu essen, starb vor Hunger und hatte also große Armut. Es kam zuletzt dahin, daß weder Katzen noch Mäuse, weder Schlangen noch Ungeziefer genug vorhanden waren, um den großen jämmerlichen Hunger zu stillen. Schuhe und Leder, — alles mußte gegessen werden.

Drei Spanier hatten ein Pferd gestohlen und heimlich verzehrt. Sie wurden gefangen und gefoltert, bis sie es eingestanden. Dann wurden sie alle drei aufgehängt. In der Nacht schlüchen sich einige Spanier zu den Gehängten am Galgen und schnitten das Fleisch von den Toten, um sich satt zu essen. Ein anderer Spanier aß seinen Bruder, der in der Stadt Buenos Aires gestorben war.

In seiner großen Not befahl Don Pedro de Mendoza dem Hauptmann Luján mit sieben kleinen Schiffen stromaufwärts zu rudern, um Speise und Proviant von den Indianern zu holen. 350 Mann ruderten los. Als uns die Indianer gewahrten, konnten sie uns keine größere Völberei antun, als alle Lebensmittel und ihre Dörfer zu verbrennen und zu fliehen.

So hatten wir auch jetzt noch nichts zu essen, und es starb die Hälfte des Volkes vor unaussprechlichem Hunger. Wir mußten mit dem wenigen Volk umkehren.

Einen Monat blieben wir noch in Buenos Aires in großer Armut beieinander, bis man die Schiffe zur Abfahrt gerüstet hatte.

Erika Heinrichs: Aus meinen Reisen in Ecuador

Im Auftrage des Botanischen Museums zu Berlin-Dahlem reiste ich im Herbst 1932 nach Ecuador, um dort eine geographische Pflanzensammlung zusammenzustellen; d. h. wildwachsende Pflanzen aller geographischen Zonen in Ecuador zu suchen und in Pressen getrocknet dem Berliner Museum zuzuführen. Dort werden sie bestimmt und die Dubletten nach den ausländischen Museen Genf, Zürich, Madrid und nach München weitergeleitet.

Zuerst nahm ich mit den Oriente vor, das ist die östlich von den Kordilleren gelegene Urwaldzone. Das Gebiet um den Rio Napo. Die Zugangswege sind recht beschwerlich. Man kann die ersten beiden Tage durch das Regenwaldgebiet zu Pferd oder besser noch, auf Mulas reisen. Doch dann, vom Dorfe Puyo an, geht es zu Fuß weiter. Das Gepäck schleppen die Quichua-Indios auf dem Rücken. Bis zu 80 Pfund tragen sie, ohne Ermüdung zu zeigen, wochenlang, jeden Tag vom ersten Lichtschein an bis Sonnenuntergang. Sie sind breitschultrig, doch nicht sehr groß. Oft führen sie ihre Frauen, Kinder und Hunde auf den langen und anstrengenden Urwaldläufen mit. Niemals gehen sie Schritt. Der immer feuchte und schwüle Dämmerwald verlangt ein rasches Ausschreiten. Einmal ruhte ich längere Zeit auf einem Baumstamm aus und merkte dann mit Erschrecken, daß die Knie nicht mehr mitmachen wollten. Die nassen Kleider lagen wie ein Gipsverband auf den erstarrten Gliedern.

Von nun an richtete ich mich nach den Indios. Sie ruhen im Stehen aus, indem sie alle zwei Stunden ihre Chicha trinken, immer am Ufer eines Flusses mit klarem Wasser. Sie vermischen hierzu ihren mitgebrachten, in Bananenblättern eingewickelten Yucabrei, der, durch Speichel fermentiert, tagelang in großen, selbstgearbeiteten Tonkrügen lagert. Er wird nun mit Flußwasser vermischt in den ausgehöhlten Fruchtsthalen des Pilzbehaumes herumdgereicht. Sie verlangen nicht, daß der weiße Mann, der Gringo, ihre Chicha trinkt. Sie sind aber zuvorkommender und freundschaftsbereiter, wenn man dieses mit „Liebe“ bereitete Getränk annimmt. Auch wird man fröhlich und marschmüchtig davon, stellte ich gleich nach dem ersten Versuch fest.

Einige Male muß man die Quellflüsse des Napo, den Rio Anzu, und einige kleinere überqueren. Wenn man Glück hat und diese nicht angeschwollen sind, reicht das Wasser nur bis an die Hüften und ist nicht sehr reißend. Freilich ohne „das dritte Bein“, den Chontastock, möchte ich keinen Fluß im Oriente durchwaten. Auch bei den glitschigen Baumstämmen, die als Brückenersatz über kleine Wasserläufe gelegt sind, hilft das Vorfühlen mit dem Stock. Oft war eine solche Brücke morsch geworden und brach ein, wenn der Gringo gerade darüber hinwegspazierte. Den Indios passiert so etwas kaum, sie haben einen sicheren Blick für Gefahren und gehen in einem solchen Fall lieber unten herum.

Wenn die letzten Kordillereausläufer genommen sind, werden die Wege angenehm eben und trocken. Der hohe Wald tritt vom Ufer zurück, so daß den Weg am Wasser entlang viel Sonne trifft. Gleich wird die Flora und Fauna reichhaltiger. Bis auf den Wasserspiegel hängen die blühenden Büsche und Ranken. Papageiengezeter und Affenschreie beleben die hohen Baumkronen. Aus dem tagelangen Schlammgewate im ewigen Dämmerlicht des Regenwaldes ist ein fröhlich-bunter Spaziergang geworden.

Dann vereinen sich die beiden Flüsse Anzu und Jatunyacu zum Napo. Er ist nun mit leichten Canoas schiffbar, und braune und weiße Bevölkerung hat Häuser, Cambos und Felder neben der Wasserbahn aufgebaut. Nach sechstägiger Kanufahrt erreicht man im Unterlauf des Rio Napo die ecuatorianische Grenze mit Perú. Die beiden Dörfer, Rocafuerte diesseits der Grenze und dicht daneben Pantoja, unterhalten jedes eine Abteilung Soldaten, von Ingenieuren und Marineoffizieren geleitet. Bauen Wege, nehmen die Zölle ein, schlichten Dorf- und Haciendenstreitigkeiten, überwachen die Alkohol-, Tabak-, Zündholz- und Salzmonopole und — tanzen auf peruanischen Barken, solange sie nicht von Malariaanfällen gepeinigt werden.

Von hier ab dauert es noch fünf bis sechs Tage, ehe man den großen Amazonas erreicht. Perú stellt eine wöchentliche Verbindung zwischen Iquitos und Pantoja durch ihre Warenlanchen her. Es blüht dort ein kräftiger Tauschverkehr. Perú bringt Stoffe, Munition und Haushaltsgegenstände heraus, um dafür den beliebten ecuatorianischen Reis, lebende Kinder und Gold einzuhandeln.

Die Sierra läßt ein müheloserer Arbeiten zu. Mit Packesel und Reitmula geht's bergauf und bergab. Das Pressen geht hier in der trockenen Luft schnell vonstatten. Den noch tätigen Vulkan Tungurahua ersteige ich bis auf sein letztes Plateau. Schwefeldämpfe steigen ununterbrochen aus metertiefen Rissen und gradlinigen Spalten. Nach Südwesten zu öffnet sich ein riesiger Krater. Senkrecht erscheinen zwischen dichten Rauchwolken seine Schuttwände, von Zeit zu Zeit stürzen Steinlawinen mit Gepolter zum rauchverhüllten Grunde.

Der Antizana dagegen ist hell und gletscherbepackt. Ein strahlender Sonnentag läßt mich bis zu ungefähr 5300 Meter hinaufdringen, weit über das erste große Gletschertor hinaus, an blauen, 20 Meter hohen Eisgrotten vorbei, bis zu den letzten, ausgedehnten Wasserlöchern, an der Stelle, an der Whimper eingesunken war. Ich hatte nur zwei junge Burschen bei mir, die zum ersten Male in ihrem Leben auf Schnee getreten hatten. Es erschreckte sie, unter unserem Schneeboden das Wasser rauschen zu hören, sie hatten von Erblindung im Schnee gehört, und die Ruhhirten wußten, daß, wer den eisigen Riesen zu nahe auf den Leib rücke, unfehlbar daran stürbe. Mit diesen Schwächlingen konnte ich also nichts anfangen, so sehr mich auch der nahe Anstieg zu den letzten beiden Ruppen lockte.

Mit der Gattin des deutschen Gesandten bestieg ich zweimal den Pichincha, der botanisch recht interessant ist; es kommen auf seinen höchsten Felsenspitzen noch Pflanzen vor, die sonst nur in tieferen Regionen gedeihen. Bei diesem noch nicht erloschenen Vulkan spürt man den krassen Unterschied der Wärmeverhältnisse innerhalb des Kraterandes mit dem Außenrand. Hier liegt eine in den Sommermonaten niemals schmelzende Schneedecke bei minus zwei Grad Celsius, einen Meter nach dem Krater zu steht eine milde, nach Schwefel riechende Luft mit plus 19 Grad Celsius. Den Kraterumfang und -grund kann man nur im Monat August klar sehen, in der übrigen Zeit ist er von einer dichten Nebelmasse angefüllt.

Westlich von der Hauptstadt Quito wird gerade ein wichtiges Projekt zu Ende geführt. Der Bau einer Autostraße über Saloya, Santo Domingo de los Colorados, Chones nach Bahía de Caraquez. Dieser Weg soll eine direkte Verbindung zwischen der Küste und dem Hochland werden, um die Kosten und Gefahren bei dem Anlaufen

der Schiffe in Guayaquil und der Benutzung der in der Regenzeit stark gefährdeten Eisenbahn aufzuheben.

Diesen Weg ging ich von Saloya nach Santo Domingo, als er noch Theorie war. Es ging ein Stück auf der sogenannten Guaguamesa, dann eine Pica entlang, von der man noch nicht wußte, ob hier einmal die endgültige Straße entlanggeführt werden sollte. Ich entsinne mich genau an die Strapazen beim Hinaufklettern der Anhöhe „Primer de Mayo“. Sie dauerte zweieinhalb Stunden. Und mein angestrenktes Herz wollte und wollte es nicht mehr schaffen. Es war auf dem Rückwege von Santo Domingo. Schon am ersten Tage meiner Wanderung war mir eine Zahnfüllung herausgefallen, so daß der Nerv bloß lag. Ich wollte nicht umkehren und griff darum zum Allheilmittel Casiaspirina. In vier Tagen nahm ich 42 Pillen davon, ohne auch nur eine Minute nachts schlafen zu können. Aber der beherzte Zahn hat doch bis zum Quitoer Zahnarzt ausgehalten!

Nun suchte ich den Páramo del Angel auf sehenswerte Pflanzen hin ab. Danach die Region Intag, im westlichen Abhang der Andenkette gelegen. An diese Zeit erinnere ich mich nicht gern, denn sie brachte mir eine zähe und intensive Malaria.

Noch einmal streifte ich den Oriente ab. Dieses Mal ging ich über Canelos, den Rio Bobonaza hinab bis Sarayacu. Zurück über Indillama, Arapicos, Macas, das Goldwäscherdorf Méndez, durch die südliche Sierra von Paute und Azogues nach Quito.

Hiernach legte ich eine kurze Erholungspause ein, denn die Tropenwunden und Niguas (Sandflöhe) des letzten, zweieinhalb Monate dauernden Oriente-Marsches hatten mich ziemlich heruntergebracht.

Als Sankt Petrus wieder einmal Wolken und Winde absagte, zog ich zur letzten Reise aus. Von Riobamba im Auto nach Penipe, dann zu Pferd durch eintönige Geröllfelder zum großartigen Gletschertal des Rio Collanes hinan. Die gesamte östliche Gebirgskette ist von den schneegleisenden Spitzen der Altäre übertönt. Hier, in einer der Falten des Berges selbst, hat sich eine natürliche Felsengrotte gebildet, in der man warm und sicher schläft, obgleich sie nur etwa 200 Meter unter der Schneegrenze liegt.

Botanisch außerordentlich reichhaltig sind sowohl Páramo wie Neuschneezone des Altars. Über 70 verschiedene Pflanzenarten konnte ich als Ausbeute mit heimnehmen.

Doch vorläufig ging's noch weiter. Mit demselben Pferd und Pferdebesitzer. Über Suano, einem äußerst arbeitslustigen, aufstrebenden Städtchen, nach der Hacienda Chuquipogio. Von dort nach dem Blockhäuschen der Eisenbahnstation Urvina, wo ich meine überflüssige Carga ablad. Nun ging's in einem langen Umweg, denn ein tiefer Gletscherfluß versperrte uns die gerade Richtung, zum Chimborazo hinan. Er ist für Pferde verhältnismäßig leicht ersteigbar. Die Páramos sind trocken und nicht windig. Bis sich die Polsterpflanzen als letzte Vegetationsdecke ausbreiten. Es geht nun zu Fuß weiter, über die Aschenzone hinaus bis zu den Grenzen des ewigen Schnees. Den ganzen Tag über blieb die nähere Aussicht nach dem Nachbarn Carihuairazo und den ferneren Altären hin klar. Doch der Norden und Nordosten wird schon vormittags von aufsteigenden Gewitterwolken verhüllt.

In dieser Nacht schaffte ich es nur mit Mühe und Not bis zum Dorfe Mocha. Unterwegs, kurz vor Mochapata, rutschte mein kleines Nationalköfferchen aus der Sattelschlinge. Ich bemerkte es erst zwei Kilometer später und ritt gleich zurück, denn außer Schlüsselbund und Photoapparat hatte ich in diesem Köfferchen meinen großen Schutz,

eine Menz-Pistole, untergebracht. Den Arriero mit dem Gepäcktier schickte ich voran und machte mich allein — es war sieben Uhr abends — auf die Suche. Es waren nur ein Indio und ein Auto an uns vorbeigekommen. Und der Koffer blieb verschwunden.

Nach abenteuerlichen Verirrungen durch indianische Behausungen traf ich dann um 9 Uhr abends im „Hotel“ in Mocha ein.

J. W. Schottelius:

Das Märchen von den drei Hunden in der Unterwelt

Nach dem Aztekischen

Der rote Vöffelreiherr und Maisblüte schloßen neben der Feuerstelle ihrer Sommerhütte auf dem Bohnenacker.

Auf der anderen Seite der Feuerstätte schlief Vöffelreihers kleiner Sohn, dessen Mutter bald nach seiner Geburt gestorben war.

Eines Nachts geschah es, daß Maisblüte von dem jämmerlichen Weinen des Knaben erwachte. Sie gewahrte, daß eine weiße Fledermaus in die Hütte eingedrungen war. Viermal flatterte das Tier an den Wänden entlang, dann huschte es zur Tür hinaus und blieb verschwunden. Augenblicklich beruhigte sich das Kind und fiel wieder in tiefen, ruhigen Schlaf.

Das wiederholte sich in den beiden folgenden Nächten.

Am dritten Tage erzählte Maisblüte ihrem Manne, als sie Bohnen pflückten, was sich in den letzten drei Nächten ereignet hatte.

Da ging Vöffelreiherr abends nicht schlafen, sondern legte sich neben der Tür auf die Lauer und wartete.

Als die Fledermaus wiederkam, warf er sein Steinmesser nach ihr.

Da fiel das Tier zur Erde und statt seiner stand Vöffelreihers erste Frau auf der Schwelle. Sie neigte sich ehrerbietig und aß Erde vor ihrem Mann.

Der tadelte sie strenge und sprach: „Was störst du unseren Schlaf? Habe ich nicht deinen Körper verbrannt? Habe ich nicht deine Asche mit Tränen gebadet? Habe ich dir nicht deine Spindeln und deine Webehölzer mitgegeben? Habe ich dich nicht mit Speise versehen? Habe ich nicht unseren weißen Hund erschlagen, damit der dir voran in die Unterwelt gehe? Habe ich nicht an den Jahresfesten deines Todes Kleider und Speise für dich verbrannt, damit du nicht Hunger leidest und nicht nackt wandelst auf den Pfaden der Unterwelt?“

Sie antwortete? „Du hast meine Asche mit Tränen gebadet. Du hast mir meine Spindeln und meine Webehölzer mitgegeben. Du hast mich mit Speisen und mit Kleidern versehen, und ich habe nicht Hunger gelitten und bin nicht nackt gegangen auf den Pfaden der Unterwelt. Aber als ich an den neunfachen Strom kam, der die tiefste Unterwelt umfließt, weigerte sich der weiße Hund, mich hinüberzuholen. Ich habe mich eben gewaschen, sagte er, und lief davon.“

Darauf fiel die Gestalt der Frau in sich zusammen wie einst die Asche des Scheiterhaufens, auf dem man ihren Körper verbrannte, und der Mann fand am anderen Morgen keine Spur von ihr.

Aber er griff seinen schwarzen Hund und sagte zu ihm: „Die schwarze Blume, meine erste Frau, wartet am neunfachen Strom, geh hinab zu seinem schwarzen Ufer und setze sie über.“ Dann erschlug er ihn.

Am Abend setzte er sich wieder neben die Tür und wartete.

Und wieder kam die Fledermaus und er warf wieder sein Steinmesser nach ihr, und wieder erschien ihm seine tote Frau.

„Habe ich dir nicht meinen schwarzen Hund geschickt?“ fragte er, „warum kommst du und störst unseren Schlaf?“

„Du hast mir deinen schwarzen Hund geschickt, aber er sagte, ich kann dich nicht übersetzen, ich habe mich eben geschminkt. Und lief davon.“

Da tötete der Mann seinen gelben Hund, setzte sich am folgenden Abend wieder neben die Tür, aber nun kam die Tote nicht wieder.

Niedersächsisches Volkstum

Die Forschungsstelle „Niedersachsen im Ausland“ tagte vor kurzem unter Leitung ihres Vorsitzenden Maximilian von Engelbrechten in Hannover. Ihre besondere Aufgabe ist die Förderung des niedersächsischen Volkstums in Deutschland und in der ganzen Welt. Es wurde während dieser Tagung u. a. ausgeführt, daß das Schicksal unserer ausgewanderten Volksgenossen ein wichtiges Stück Volksgeschichte sei. Erfreulich sei, daß die Arbeit der Forschungsstelle nicht in theoretischen Erwägungen steckengeblieben sei, sondern zum praktischen Einsatz geführt habe. Die von Professor Dr. Brüning und Dr. Zimmer unternommenen Reisen hätten ein unbekanntes Stück Niedersachsen erschlossen. Notwendig sei, alle bisher geknüpften Beziehungen zu den niederdeutschen Volksgenossen und allen Deutschen im Auslande nicht wieder einschlafen zu lassen, sondern fortzuführen und im Sinne des neuerstandenen Reiches einer kommenden volksdeutschen Zukunft entgegenzuführen.

Beschlossen wurde die Eröffnungssitzung mit einem aufschlußreichen Vortrag des Leiters der Forschungsstelle, Dr. Norbert Zimmer, der auf Grund seiner in diesem Jahre gesammelten Reiseerfahrungen über niedersächsische „Stadtfamilien“ in USA. sprach. Nachdem im ersten Jahre der Arbeit, so sagte er, die niedersächsische Öffentlichkeit weitgehend mit dem Vorhandensein von über 200 Städten und Gemeinden mit niedersächsischen Namen in USA. vertraut gemacht worden sei, entstehe jetzt die Frage, was wir mit der Kenntnis dieser Dinge anfangen sollten. Wir seien heute über die meisten der genannten niedersächsischen Städte in USA. unterrichtet und wüßten, daß sie in ihrer Entstehung durchweg mittelbar oder unmittelbar mit der niedersächsischen Stammesgeschichte zusammenhängen, wir wüßten aber auch, daß ihre Entstehung mit großen geschichtlichen Ereignissen verknüpft gewesen sei, die Deutschland und Amerika während der letzten 255 Jahre miteinander in Berührung gebracht hätten. Daraus ergebe sich unser heimatgeschichtliches Interesse an diesen Siedlungen, und unser Interesse an einer Pflege der deutsch-amerikanischen Kulturbeziehungen. (Vergl. auch „Plattdeutsche Städte in U. S. A.“ im Januarheft. Seite 25.)

Querschnitte

Roskenniemi — der finnische Lyriker. Die Dichterin Maila Talvio überbrachte an einem Vortragsabend, der im „Haus der Presse“ in Berlin veranstaltet worden war, Finnlands Grüße für Deutschland.

Sie schilderte Werk und Werden des bedeutenden finnischen Lyrikers Roskenniemi mit erstaunlicher Eindruckskraft und Lebhaftigkeit. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie überall, wo sie auf ihrer Deutschlandreise über Roskenniemi sprechen wird, denselben tiefen Dank für ihren Vortrag empfangen muß, der ihr hier zuteil wurde.

Roskenniemi wurde als starke, umfassende Persönlichkeit geschildert, als Dichter, der in letzter Berufung großer Kulturpolitiker ist, schöpferisch teilnehmend am Leben des Suomi-Volkes. So schließen sich bei ihm metaphysische Kontemplation und lebendige Tat nicht aus, sondern bedingen einander sogar. Seine Gedichte sind lebendig bis in die kleinste, entfernteste Hütte, wo sie dem sonst kärgsten Bücherchatz eingereiht werden. Roskenniemi ist wahrer Dichter des Volkes. Begann er auch mit weitgespannten, der Welt fernen und fremden Jugendträumen, so steht am Ende doch der reife Sprecher und Gestalter seiner Nation. Er kam früh zur Antike, allerdings zuerst über das Stillerlebnis, das seine Dichtung jener des frühen George verwandt machte. Es schloß sich eine Zeit des Pessimismus an, der mehr lebensfremd als auf Grund einer Erfahrung lebensverneinend war, wuchs, nun unserm Novalis nah, in eine Zeit der Gotik, bezog die Problematik des Lebens schließlich in den Bereich seiner Dichtung mit der Frage nach dem Menschen vor dem Schicksal und fand endlich zu einer klassischen Verklärung der Antike, wie sie an Hölderlins Dichtung anklingt. Nun ist sie ihm nicht mehr marmorkalt wie in seiner Frühzeit, sondern erfüllt von wärmstem Leben. Auf dem Weg über eine Lebensvertiefung durch Kant, Goethe und Schiller fand er schließlich in seinen Versen zur kosmischen Dichtung zurück, auch hier wieder im letzten Sinn die Weite der Welt umfassend.

Afrika als Siedlungsland. Der Vortragskurs der Universität Berlin „Volk ohne Raum — Raum ohne Volk“ gab Prof. Dr. Troll Gelegenheit, die Möglichkeiten europäischer Siedlung im Schwarzen Erdteil eingehend zu beleuchten. Prof. Troll stellte das eigentliche koloniale Problem, dessen Lösung ja weniger vom wissenschaftlichen als politischen Willen und Können der beteiligten Völker abhängt, vollkommen in den Hintergrund. Er behandelte dafür die allgemeinen Siedlungsmöglichkeiten, die unter Berücksichtigung aller in Frage kommenden Bedingungen für den Europäer zur Zeit überhaupt gegeben sind. Diese Bedingungen verschiedenster Art beschränken die noch besiedlungsfähigen Teile Afrikas hauptsächlich auf die Trockengebiete und setzen schon dadurch der Einwanderung zahlenmäßig ganz bestimmte Grenzen. Es ist deshalb eine ganz besondere Aufgabe der Europäer, die noch außerordentlich extensiv betriebene Bodenkultur der Eingeborenen zu intensivieren, um auf diese Weise einerseits die Lebensbedingungen der Schwarzen zu verbessern, andererseits aber Raum für eine größere Anzahl Weißer zu gewinnen. Eine Erweiterung der Siedlungsgrenzen auf diese Art wird sich naturgemäß am leichtesten im eigentlichen „Negers-Afrika“, also in der tropischen Zone, ermöglichen lassen, wo bis jetzt im Durchschnitt auf etwa tausend

Eingeborene nur ein Europäer kommt. Dieser ist infolge der dort herrschenden klimatischen Verhältnisse jedoch fast ausschließlich auf eine Besiedlung der bereits von Schwarzen dicht bewohnten Hochländer angewiesen. Aber trotz der starken Eingeborenenbevölkerung in diesen Bezirken — die ebenfalls hochgelegenen menschenleeren Waldgebiete sind als natürliche Wasserpeicher größtenteils Reservate und von jeder Kultivierung ausgeschlossen — besteht durchaus die Möglichkeit, in den tropischen Hochländern noch weiße Bauern unterzubringen.

Deutsches Operngastspiel in Barcelona. Am Gran Teatro del Liceo in Barcelona hat kürzlich ein deutsches Operngastspiel unter Leitung des Wiesbadener Generalmusikdirektors Karl Elmendorff stattgefunden, das von der spanischen Presse und Publikum mit starkem Beifall aufgenommen wurde. Da die Oper in Spanien im künstlerischen und im gesellschaftlichen Leben eine führende Rolle spielt, fällt dem deutschen Gastspiel eine große kulturpolitische Bedeutung zu. Das deutsche Gastspiel bildete nach übereinstimmendem Urteil den Höhepunkt der gesamten Spielzeit und brachte jeden Abend ein volles Haus.

Gegeben wurde Wagners „Ring der Nibelungen“, der seit der Weltausstellung im Jahre 1929 nicht mehr vollständig aufgeführt worden war. Die vorzüglichen Leistungen der deutschen Künstler haben der deutschen Kunst wieder viele neue Freunde zugeführt.

Das neue Heim der Deutschen in Frankreich. In Paris, in einer stillen Seitengasse des großen Boulevard Malesherbes in der Rue Roquepine wurde am 30. Januar das Heim der Pariser deutschen Kolonie eröffnet, das zum Mittelpunkte sämtlicher deutschen Verbände Frankreichs einschließlich der Arbeitsfront bestimmt ist.

Ein geschmackvolles Haus, das an die Kokokotradition des Pariser Baustils der siebziger Jahre erinnert, würdig, repräsentativ, aber schlicht und nicht zu groß. Das Haus enthält einen größeren Versammlungsraum für etwa 500 Personen, einen kleineren für fünfzig Personen und eine ausreichende Anzahl von Räumen, die als Bürozimmer der deutschen Gemeinschaft, des deutschen Hilfsvereins und anderer Verbände dienen können, auch als Konferenzzimmer für Beratungen in engerem Kreise.

Insgesamt werden der Kolonie außer dem Versammlungsraum noch ein Musikzimmer, ein geräumiges Spielzimmer, eine Bibliothek und ein besonderer Leseraum zur Verfügung stehen, in welchem die wichtigsten deutschen Zeitungen laufend aufliegen. Die Bibliothek wird in Verbindung stehen mit der sehr reichhaltigen für Studienzwecke von Deutschen und Franzosen bestimmten Bibliothek des Akademischen Austauschamtes.

Am 30. Januar fand die erste offizielle Feier statt mit der Rede des Vertreters des Hamburger Auslandsamtes, Schleier. Die Zahl der Besucher war sehr groß. Die Verbände der deutschen Kolonie, die seit einiger Zeit eine eigene Zeitschrift besitzt, fahren fort, mit Aufopferung an der Ausgestaltung des Heimes zu arbeiten. Schon für die nächste Zeit sind Vorträge und Darbietungen deutscher Schriftsteller und Künstler geplant. Die Leitung des Heims will sie zu ständigen Einrichtungen ausbauen.

Sterben die Wallonen aus? Die Bevölkerung der vier flämischen Provinzen Antwerpen, Ostflandern, Westflandern und Limburg ist in der Zeit vom 31. Dezember 1930 bis 31. Dezember 1934 um 133 775 gestiegen, während die Bevölkerung der vier wallonischen Provinzen Hennegau, Lüttich, Namur und Luxemburg im gleichen Zeitraum um 5420 Köpfe zurückging. Das bedeutet für die flämischen Provinzen eine Steigerung von 3,83 vom Hundert, für die wallonischen Provinzen einen Rückgang von 0,19 vom Hundert. Der „Progrès“ in Mons hat ausgerechnet, daß nach zwanzig Jahren, wenn die Bevölkerungsbewegung im gleichen Verhältnis bleibt, die vier wallonischen Provinzen nur noch 2 788 000 Einwohner zählen würden, gegen 4 500 000 Einwohner der rein flämischen Provinzen. In vierzig Jahren würden die wallonischen Provinzen nur noch 2 761 000 Einwohner aufweisen, während die Bevölkerung der rein flämischen Provinzen auf 5 431 000 steigt. Das Blatt knüpft daran die folgenden Bemerkungen:

„Die Wallonie stirbt. Wie die Dinge liegen, wird sie in der nächsten Generation innerhalb der belgischen Gemeinschaft nur noch eine unbedeutende Rolle, eine Rolle zweiten Ranges spielen. Angesichts dieser Lage muß man den Wallonen klar und deutlich sagen: Wollt ihr die Wallonie retten, so müßt ihr mehr Kinder haben. Sonst hat es keinen Wert gegen die Aufsaugung (durch die Flamen) zu protestieren. Sie wird sich ganz von selbst vollziehen und so gründlich, daß für unsre Enkel Belgien unwiederruflich ein flämisches Land sein wird.“

Privatschulen im Memelgebiet. Auf einer Versammlung der Nationallitauer in Memel teilte der Vorsitzende, Gymnasialdirektor Dr. Trukanas mit, daß alljährlich im Memelgebiet systematisch 10 neue litauische Privatschulen errichtet werden sollen.

Einschnürung des Memelbriefverkehrs. Die litauische Regierung hat den bisherigen Posttarif gekündigt, für Sendungen von und nach dem Memelgebiet gilt ab 1. Februar der Auslandsposttarif, während bisher für Briefe usw. aus dem Reich nach dem Memelgebiet und umgekehrt einfaches Inlandsporto zu entrichten war. Ein Brief nach Deutschland kostet nunmehr 0,60 Lit, eine Postkarte 0,35 Lit. Bei der Notlage im Memelland stellt die Einführung des Auslandsposttarifs eine Belastung dar, durch die so manche Verbindung nach dem Reich unterbrochen werden wird. Es gab eine Zeit, in der die meisten Briefe aus Deutschland „unbestellbar“ blieben, weil die litauische Post auf künstlich konstruierten litauischen Ortsnamen bestand, die in Deutschland niemand kennen kann. Durch die neue Maßnahme soll die „chinesische Mauer“ um das Memelgebiet noch weiter erhöht werden.

Deutsches Schauspiel in Riga. Das Deutsche Schauspiel in Riga ist vor zwölf Jahren von Freunden der deutschen Bühnenkunst begründet worden. Die Gründung knüpfte an eine ehrwürdige Theatertradition in Riga an, denn schon am Ende des 18. Jahrhunderts konnte Riga ein feststehendes deutsches Theater aufweisen. Unsere Klassiker sind schon um die Jahrhundertwende hier zu Worte gekommen. Schon 1802 wurde zum Beispiel „Maria Stuart“ in Riga aufgeführt. Bekannt ist das Wirken Richard Wagners in Riga und noch heute sind Namen wie Holtei, Martersteig hier in lebendiger Erinnerung.

Alle großen deutschen Bühnenkünstler des 19. Jahrhunderts hat der Weg nach Riga geführt, denn als Gastspielstätte hatte das Rigaer Stadttheater, eines der herrlichsten Theaterbauten, in Deutschland einen großen Ruf. Heute sind die Verhältnisse einfacher geworden und die Mittel fließen bescheidener, dennoch ist es dank des Idealismus und des Opfermutes weniger gelungen, einen Deutschen Theaterverein in Lettland zu gründen und in ihm die Basis zu einem Neuaufbau eines Deutschen Theaters in Riga zu schaffen. Das Deutsche Schauspiel hat ein kleines, aber gut ausgewähltes Ensemble reichsdeutscher Schauspieler, das durch einheimische Kräfte geschickt ergänzt wird, zur Verfügung.

Im Spielplan selbst wird das klassische Drama und die Werke der neuesten dramatischen Literatur bevorzugt. Die Theaterleitung hofft durch Vermittlung wirklich wertvoller Bühnenkunst deutsche Kultur in alle Kreise der deutschsprachigen Bevölkerung zu leiten.

In dieser Spielzeit ist darum damit begonnen worden, den Besucherkreis des Theaters zu erweitern und neu zu gestalten. Neben dem alten Abonnentenstamm werden durch Bildung von Besucherorganisationen neue Freunde für das Theater geworben und gewonnen.

Diese Organisationen sind mit Hilfe der „Deutsch-Baltischen Volksgemeinschaft“, des „Reichsdeutschen Vereins“ und des „Bildungsvereins“, wie des „Gemeinnützigen Verbandes“ zustande gekommen. Außerdem besteht auch noch eine Jugendbühne.

Das Deutsche Schauspiel beweist damit, daß es ein Volkstheater im wahren Sinne des Wortes ist und rechtfertigt seine notwendige Existenz. Es ist einer der wichtigsten Exponenten deutscher Theaterkultur.

Deutscher Sprachunterricht in Brasilien. Die deutsch-brasilianische Vereinigung „Pro Arte“ hat, wie soeben aus Rio de Janeiro berichtet wird, einen neuen Lehrgang zur Verbreitung der deutschen Sprache feierlich eröffnet. Die Vereinigung war die erste private Gesellschaft, die in Brasilien mit großer Ausdauer und unter Anwendung erheblicher Mittel für die Verbreitung der deutschen Sprache eingetreten ist. Ihrem Beispiel sind alsdann in Südamerika viele andere Institute gefolgt. Bei der Eröffnung des neuen Lehrgangs hielt die Direktorin der Vereinigung, Frau Amelia de Rezende Martins, eine Ansprache, der wir folgende Sätze entnehmen:

„Viele von Ihnen werden sich an die schöne große Ausstellung erinnern, die Deutschland in den Jahren 1924 bis 1930 zu uns geschickt hatte. Wir bestaunten sie mit großer Achtung, doch es war allzu vieles uns fremd daran. Warum? Wir verstanden die Sprache dieses Volkes nicht. Da griff die „Pro Arte“ ein. Sie warb für die Erlernung der deutschen Sprache, sie zeigte uns, daß wir neben unsrer Muttersprache nicht nur noch französisch sprechen sollten, denn das ist lange nicht mehr genug. Durch unermüdete Werbetätigkeit hat „Pro Arte“ den Bann gebrochen. Das Verdienst gebührt dabei an erster Stelle unserm geschätzten Freund Herrn Theodor Seuberger, der 1924 zum erstenmal deutsche Kunst und deutsches Kunstgewerbe in einer geschlossenen Schau vor uns brachte, der in der Folge alle andern großen Veranstaltungen organisierte, der der Mitbegründer und die Seele der „Pro Arte“ war, der der größten brasilianischen Konzertgesellschaft, der „Cultura Artistica“ von Rio de Janeiro, die grundlegende Organisation gab, der schließlich auch die Außenstelle der Deutschen Akademie in Brasilien zu einer erfolgreichen Tätigkeit brachte.“

Die Ansprache wurde in allen bedeutenden brasilianischen Zeitungen veröffentlicht und fand großen Widerhall.

Die Brücke zum Ausland:

Ungarn-Abend im „Haus der Länder“

Wieder einmal konnte das „Haus der Länder“ seiner eigentlichen Aufgabe gerecht werden, Heimstätte für festliche Veranstaltungen anderer Nationen zu sein, deren Vertreter und Angehörige als Freunde unseres Volkes in Deutschland Gastrecht genießen.

Unter dem Protektorat des Kgl.-ungarischen Gesandten veranstaltete die deutsche Landesgruppe von All Peoples Association in Verbindung mit der Gesellschaft für Länderkunde und der N.-S. Kulturgemeinde am 3. Februar 1936 einen Ungarn-Abend, der gleichzeitig die deutsche Uraufführung des hervorragenden Kulturfilms „Hungaria — Der Kampf eines Volkes um seine Stellung in der Welt“ brachte. Der Präsident der A. P. A., Gesandter a. D. Freiherr Dufour von Toronce, eröffnete den Abend durch eine Ansprache, in der er, selbst Angehöriger der Hugenottengemeinde, auf die alte historische Vergangenheit des Hauses hinwies, das im Jahre 1721 als eine der ältesten Hugenottenkirchen Berlins gegründet, diesem Zwecke fast zwei Jahrhunderte diente. Damals Zufluchtsstätte heimatloser Fremder, die in Brandenburg-Preußen ebenso wie in Ungarn Aufnahme fanden und sich eine neue Heimat schufen, führt dies Haus durch seine neue Aufgabe: Pflegestätte des Verständnisses für fremdes Volkstum zu sein, in erweitertem Maße den ursprünglichen Gedanken fort und bietet heute so auch der deutschen Hugenottengemeinde eine willkommene Gelegenheit, das Ungarnland in freundschaftlicher Verbundenheit zu grüßen. Um auch dem wechselseitigen Verständnis Ungarns hierfür sichtbaren Ausdruck zu verleihen, werde dem Hause im Auftrage des Herrn Ungarischen Gesandten die Fahne Ungarns, die das Rednerpult in festlichem Schmucke umgab, überreicht.

Für den preußischen Kultusminister überbrachte dann Ministerialrat von Kurzell, ein besonderer Freund und Kenner Ungarns, die Wünsche des Herrn Reichserziehungsministers Dr. Rust für einen guten Verlauf des Abends. Er führte unter anderem aus:

„Ich darf meiner großen Freude darüber Ausdruck geben, daß wir uns zu dieser Veranstaltung unter dem Protektorat des Königlich Ungarischen Gesandten zusammenfinden können. Wir schreiten damit auf dem Wege fort, den wir bisher gegangen sind, um uns kennen und besser verstehen zu lernen. Das Schicksal hat Deutschland und Ungarn immer wieder zusammengeführt und das freundschaftliche Band ist im Weltkriege mit dem Blute bester Männer besiegelt worden. Aber der Krieg hat auch beiden Nationen tiefe Wunden geschlagen, die noch heute brennen und nicht verharschen. Beide Nationen haben sich aus eigener Kraft wieder emporgearbeitet, beide haben neu aufgebaut. Das Deutschland von heute ist nicht mehr das Deutschland von 1918 und auch in Ungarn haben sich tiefgehende Wandlungen vollzogen. Überall regen sich die Kräfte im neuen Schaffen, überall regt sich frisches Leben. Seit Ungarn in einem einzigen Aufwallen seines Volkszornes den Bolschewismus abschüttelte und den Mut zu neuem Schaffen und zu neuer Kraft wiederfand, sind überall schöne Bauten und nationale Organisationen entstanden. Und gerade weil wir in diesem Streben verwandt sind und weil unsere beiden Nationen als Soldaten Kameraden, und in der Politik Freunde sind, so bin ich fest davon überzeugt, daß das aufstrebende Ungarn auch für das völkische Streben seines staatsstreuen Volkstums Verständnis haben wird, wie es ja die letzten Maßnahmen der Ungarischen Regierung schon zur Genüge erwiesen haben.“

Dann ergriff Vizpräsident Steeg im Namen der Berliner Stadtverwaltung das Wort, um die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Länder zu feiern. Der Redner

wies auch seinerseits darauf hin, daß das „Haus der Völker“ der Pflege jener wichtigen kulturpolitischen Beziehungen dienen soll, die die Hauptstadt des Deutschen Reiches mit allen bestreudeten Staaten verbindet. Der Herr Vizepräsident nahm dann für die Reichshauptstadt die Flagge Ungarns entgegen und übergab sie in die Obhut des „Hauses der Völker“, wo sie einen würdigen Platz finden werde neben den Flaggen der anderen Völker, die bei ähnlichen, vorangegangenen Veranstaltungen bereits ihrer freundschaftlichen Gesinnung den gleichen Ausdruck verliehen hatten. „Wie unsere eigene Flagge Symbol unseres nationalen Willens ist, so soll auch Ungarns Flagge im „Haus der Völker“ jeden Ungarn grüßen und an die erprobte Freundschaft der beiden Länder erinnern und so einen weiteren Schritt bilden auf dem Wege der inneren Bindung der beiden Nationen. Ungarns und Deutschlands Freundschaft, sie sei stark für alle Zeit!“

Nach einem überleitendem Musikvortrag des ausgezeichneten ungarischen Streichquartetts Franz von Köblös, dessen schwermütig-temperamentvolle Melodien die Zuhörer tief ergriffen, begann Professor Dr. von Sarkas, der Direktor des Collegium Hungaricum an der Berliner Universität seinen Vortrag, der den dann folgenden Film „Hungaria“ erläutern und einleiten sollte.

„Kampf eines Volkes um seine Stellung in der Welt“ lautet der Untertitel dieses Films, und er will damit einer Enttäuschung vorbeugen; denn dieser Film ist ganz anderer Natur, wie man sie sonst in Deutschland von ungarischen Filmen zu sehen gewohnt ist. Der Film dieses Abends hat nichts gemein mit jenen Filmen wie z. B. „Paprika“, „Szardasfürstin“ u. a., die Erinnerungen aus einer unbeschwerten Welt wachrufen und nur von heißblütigen Menschen, von Wein, Weib, Gesang und unverdünntem Cokaier, an die Wand geworfenen Sektgläsern und überschäumendem Leben erzählen. Er hat nichts gemein mit den Zigeunern, der Puszta, rauschenden Festen und mit Budapest und seinen Nachtlökalen. **Der Film des heutigen Abends ist nüchtern, wie es die Wirklichkeit ist. Er zeigt Volksfeste statt Nachtleben, alte Kunststätten, die unter persönlichen Opfern der ungarischen Schicksalsgemeinschaft wiedererstandene, er zeigt die ungarische Tiefebene mit ihren modernen Autoftraßen, den kulturhistorischen Staaten, der fruchtbaren Kornkammer des Landes. Und auch ein Stück Puszta wird zu sehen sein, Kinderherden, Pferdezucht, Naturschätze und Parks, die mit großen Opfern zur Hebung des Fremdenverkehrs angelegt wurden. Aber viele Jahrtausend alte Stätten ungarischer Kultur werden nicht gezeigt, es fehlen Preßburg, die Tatra, Siebenbürgen, Klausenburg usw., es fehlt alles das, was der Krieg uns raubte! Nur das Kumpfland Ungarn ist in diesem Film zum Leben erweckt, denn er gilt der Gegenwart. Wir begegnen nicht in diesen Bildwerken dem Kavaliereiner ferneren Vergangenheit, sondern dem Ungarn von heute, statt Kavaliertum werden Sie ein Bauerntum finden. Das Land hat sich, obwohl es viel Schweres durchzumachen hatte, für sein Volk bewahrt, und noch heute nach 17 Jahren beginnt jedes ungarische Kind sein Gebet mit den Worten: „Ich glaube an die Auferstehung Ungarns!“**

Viel Arbeit macht der Wiederaufbau, in Familie und Gemeinschaft, aber Stolz und würdige Haltung zeigen die frühere orientalische Abstammung, nicht mongolische Schlitzaugen und schwarze Haare, sondern Ruhe und Lebensweisheit, Melancholie. Der Film wird uns die Königsburg, Ofenburg, den Heiligen Stephanstag, Bildauschnitte einer alten Geschichte, Zeugen von Pracht- und Traditionsliebe des Volkes zeigen. Nicht Abkehr von der Gegenwart. Zum Schluß am Lagerfeuer die ungarische Jugend, zukunftsstroh und verheißend. — Der ganze Film wird zum besseren Verständnis der ungarischen Volksseele durch ungarische Volksweisen begleitet. Ungarische Volkslieder, die unter dem ungarischen Bauerntum neu entstanden sind. 2000 Jahre alte eigenartige Melodien, die den Einfluß des kirchlichen Liedes zeigen.

Neben diesen Volksliedern mit kirchlichem Einfluß Heldengesänge und Balladen vom letzten König Matthias z. B., Herrscher über Schlesien, Breslau usw.; das Wappen am Breslauer Rathaus erzählt noch heute von seinem Ruhm. Nach Matthias kam Untergang des Staates. Gleich schlich sich ein tragischer Ton in das Lied. Es entstanden zwar noch Studentenlieder durch die fahrenden Gesellen, aber auch sie verstummten bald. Es kamen die Soldatenlieder, schwermütig und mit Schmerz beladen. Seit dieser Zeit ist die Melancholie der ureigenste Wesenszug der Ungarn. Das Geschick des einzelnen ist eben unlöslich mit dem der Nation verbunden. „Dennoch“, das ist das Wahlwort der Ungarn, „Dennoch, wenn wir auch unterliegen, dennoch werden wir wieder auferstehen“. Das ist die ungarische Art, das ist der Ton der Lieder. Die ungarischen Volkslieder erzählen von dem Untergang der 1000jährigen schicksalhaften Verbundenheit mit dem Deutschum. So wie die Donau in Deutschland entspringt, um durch Ungarn als mächtiger Strom zu fließen, so sind die Geschicke der Völker verflochten. Bedrängtes Volk im Lebenskampf, das das Mitleid verabscheut, und das eine große Sendung hat,

ist es doch der öftlichste Wall europäischer Kultur, ein Volk mit hohen Aufgaben, dem wir zum Wohle der Menschheit gerecht werden müssen. Man soll ihm nur Verständnis und Glauben schenken.“

Dieser hier nur im Auszug wiedergegebenen packenden Ausführungen des ungarischen Gelehrten und warmherzigen Patrioten entsprach der im Anschluß daran zur ersten Aufführung in Deutschland gelangende Film, so daß eine Beschreibung seiner Einzelheiten nur eine Wiederholung der Ausführungen des Redners sein würde. Dieser Film ist jedenfalls nicht nur ein wertvolles Kulturdokument, sondern bietet gleichzeitig ein nachahmenswertes Muster für die moderne, in ihrer ungeschminkten Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit ergreifende, filmische Darstellung von Landschaft, Leben und Arbeit eines Volkes, das an sich glaubt.

Zeitschriftenlese

Das Grabmal für Sun Yat-sen. Prof. Ernst Boerschmann hat von seiner mehrmonatigen China-Reise wertvolles Material über die chinesische Baukunst mitgebracht. Im Februar-Heft der Zeitschrift „Atlantis“ berichtete er in einem Vortragsaufsatz über „Das nationale Grabmal für Sun Yat-sen auf dem Purpurberg bei Nanking“, dem wir folgende Abhandlung entnehmen:

„Der Purpurberg mit seiner Ahnenverehrung, die alles, selbst das gesamte Volksleben, auf die erneuernde Kraft Sun Yat-sens bezieht, von ihm ableitet, zu ihm hinführt, dürfte heute wohl die gewaltigste und eigenartigste Kultstätte auf Erden sein. Diese Art der Verehrung, dargebracht in freier Natur, ist nur in China möglich. In ihrer Verbindung mit körperlicher und nationaler Ertüchtigung ist sie aber auch eine Art Erfüllung der Ideale unserer Antike, die ihre Jugend vor den Göttern sich im Wettkampf erproben ließ.

Nach einer Zeit des Atheismus, der Religionsverachtung, die China im Gefolge der Revolution angeblich durchmachte, erscheint hier, wie auch in anderen Ländern, der sichtliche Ausdruck einer neuen Religion des Nationalismus. Die enge Verknüpfung mit der Ahnenverehrung offenbart aber auch ein machtvolleres Gefühl für das Göttliche. Die gleichen führenden Männer, Vertreter der nationalen Kraft, sind zugleich gute, sogar überzeugte und tätige Konfuzianisten, Buddhisten, Taoisten, selbst dem Christentum ergeben. Dennoch soll gerade nach ihrem Sinn das chinesische Volk sich vor allem in sich selber vollenden. Das erhabene Grabmal auf dem Kultberg, an dieser bedeutungsvollsten Stelle des chinesischen Reiches, ist Zeugnis dafür, daß das neue, selbstbewußte China seine ganzen Kräfte einsetzt für eine planvolle, staatliche Ordnung. Von hier aus gewinnt es Inhalt und Stärke, Haltung und Ehrfurcht.“

Politik und „Society“ in England. Die „Deutsche Juristen-Zeitung“ behandelt in einem Aufsatz die „Stellung des Königs und der Krone in England“. In dieser aktuellen Arbeit, die im ganzen das ungeschriebene Kronrecht juristisch zusammenfaßt, finden wir den folgenden Absatz über das Königtum und die „society“:

„Neben den politischen tritt der soziale Einfluß der Krone, die erst hier ihre ganze repräsentative Bedeutung entfaltet. Die Beziehungen zwischen Politik und society

sind in England immer besonders eng gewesen. In der Welt der society und der Klubs sind manche Entscheidungen bereits gefallen, noch ehe sie den Bereich der politischen Instanzen erreicht hatten. Es entspricht dem Wesen der englischen Demokratie, daß diese society frei von Kastengeist ist. Wird sie im wesentlichen auch von Hof und Adel getragen, so bildet doch der Adel selbst keine abgeschlossene Schicht, sondern erneuert sich immer wieder durch Aufnahme aufstrebender Persönlichkeiten, während seine eigenen nachgeborenen Söhne wieder im Volke untertauchen. Davon abgesehen, ist der erstrebte Zutritt zur society grundsätzlich auch denen möglich, die weder dem Adel angehören, noch Inhaber staatlicher oder politischer Ämter sind. Wenn aber auch das Volk ohne Neid und mit einer auf dem Kontinent nicht mehr erhörten Teilnahme alle Angelegenheiten des Hofes und der Gesellschaft begleitet, so wird diese Tatsache wiederum nur dadurch erklärt, daß an der Spitze dieser society die Persönlichkeit des Herrschers steht, der sich hier einen wichtigsten Einflusbereich gewahrt hat.“

Wie die „**Nationalsozialistischen Monatshefte**“ in ihrer Januarausgabe berichten, hat sich die volkspolitische Lage der auslandsdeutschen Gruppen fast überall verschärft. Der Vernichtungskampf gegen deutsches Volkstum wird zwar in mehr oder minder großer Offenheit, aber in zunehmender Schärfe an allen Fronten des Volkstumkampfes geführt. Die volksgruppenfeindliche Haltung tut sich vielfach in den Entscheidungen der staatlichen Bürokratie kund, die sich über die staatlich garantierten Rechte der Volksgruppen einfach hinwegsetzt. Es folgen dann Berichte aus Estland und aus Lettland, die bitter darüber Klage führen, daß die Staatsorgane dem offiziell proklamierten und völkerrechtlich garantierten Prinzip der ungehinderten Entfaltung der kulturellen Betätigung der deutschstämmigen Volksgruppen zuwiderhandeln.

Die Enteignung der deutschen Gilden. Im Februarheft der Zeitschrift „**Völkerbund und Völkerrecht**“ (Verlag C. Heymann, Berlin) weist der Rostocker Professor Dr. Catarin-Carnheyden in längerer Untersuchung darauf hin, daß die lettischen Silbestergesetze über die Enteignung der deutschen Gilden in Riga im **Widerspruch steht zu der völkerrechtlichen Verpflichtung**, die es am 7. Juli 1923 zum Schutz seiner nichtlettischen Volkstümer dem Völkerbund gegenüber einging. Diese Verpflichtung zählt neben den Kulturgütern im allgemeinen besonders die Wohlfahrts- und sozialen Einrichtungen auf. Zu dem Besitz der Gilden gehört bekanntlich eine lange Reihe von Wohltätigkeitsanstalten, die fast alle rein deutsche Stiftungen oder Legate darstellen.

Die lettische Regierung hat ihre Maßnahmen als notwendig für die Lösung der Verfassungsfrage im berufsständischen Sinn bezeichnet. Professor Catarin erhebt hingegen als grundsätzliches Bedenken, „ob das berufsständische Prinzip allein die Verfassungsfrage in einem Staatswesen zu lösen vermag, das seiner völkischen Struktur nach Nationalitätenstaat ist (rund 27 Prozent fremden Volkstums, etwa 3,6 Prozent — jedoch in Riga rund 44 000 — Deutsche), wenn nicht zugleich den sogenannten „**Minderheiten**“ auch staatsrechtlich ihr Volkstumschutz und ihre Kulturautonomie gesichert wird. Ist das nicht der Fall, so kann das berufsständische Prinzip . . . die ungelöste Nationalitätenfrage nicht überdecken. In einem Nationalitätenstaat mußte es in solcher Form zur Erstickung eines grundlegenden Lebensproblems dienen.“

Büchertafel

über das Leben und den Charakter von Scharnhorst. Von Carl Clausenwitz. Junker & Dünnhaupt Vlg., Berlin. 1935. 60 Seiten.

Die Schrift von Clausenwitz ist fast unbekannt geblieben. Der Aufsatz ist in Rankses Historisch-Politische Zeitschrift erschienen. Sie ist mit Recht aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen worden.

Rom im Kampf mit den Germanen. Von Theodor Mommsen. Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin. 61 S.

Die Auswahl aus Mommsens römischer Geschichte gibt zugleich die besonderen Schwierigkeiten des weltgeschichtlichen Kampfes und einen Einblick in Mommsens Schreibweise. Für beide wichtig und angesichts der besonderen Billigkeit empfohlen.

Die Anekdoten. Von Wilh. Schäfer. Albert Langen — Georg Müller, München. 345 Seiten.

Es ist nicht die Aufgabe, dieses Werk neu anzuzeigen und zu besprechen. Wir freuen uns vielmehr, darauf aufmerksam machen zu können, daß der Verlag eine Ausgabe zum Preis von nur 4,80 M. herausgegeben hat, die es ermöglicht, diese so wertvolle Sammlung in recht breite Kreise zu bringen.

Geschichte Alexanders des Großen. Von Johann Gustav Droysen. Neudruck der Urausgabe. Mit 19 Abb. und zwei Karten. Alfred Kröner Verlag, Leipzig. 522 Seiten.

Mit diesem Droysen-Bande macht der Verlag den Geschichtskundigen und Geschichtsforschern ein besonderes Geschenk. Wenn auch an vielen Stellen die Geschichtsschreibung heute

anders urteilt als es Droysen tat, so bleibt doch die Freude an einer Gesamtschau geschichtlicher Bedeutung.

Die sieben Brüder. Erzählung von Aleksis Kivi. Mit 10 Abbildungen nach Zeichnungen v. Akseli Gallén-Kallela. Aus dem Finnischen ins Deutsche übertragen von Haidi Halm-Bläfield. Verlag Holle & Co., Berlin. 301 Seiten. Kartonierte 4,— M., Leinen 4,80 M.

Die finnische Landschaft in ihrer herben Urwüchsigkeit, mit ihren undurchdringlichen, noch von Bär und Wolf bewohnten Wäldern, ist der Schauplatz dieser Erzählung, deren Helden sieben Brüder sind, die auf dem Bauerngehöft ihres Vaters in ungebundener Freiheit zu starken, kühnen und wagemutigen Jünglingen heranwachsen, sich zunächst nicht den Pflichten der bürgerlichen Ordnung ihres Landes einordnen können und darum ein wildes, ungebundenes Einsiedlerdasein in tiefster Waldeseinsamkeit dem geordneten Wirken auf väterlicher Scholle vorziehen. Das Hausen in den finnischen Wäldern ist ein ständiger Kampf mit den Tieren der Wildnis, mit den Elementen der nordischen Natur. Dieser Kampf läutert und reift die Brüder, erweckt in ihnen die Sehnsucht nach nützlicher Arbeit in und für die Heimatgemeinschaft und läßt sie zurückfinden zum väterlichen Hof, den sie nun zu Wohlstand und Ansehen bringen. Diese Handlung ist in einer knappen, knorrigen, von jeder Wirkungshascherei freien Sprache geschrieben, die es wirklich vermag, die finnische Landschaft und den ungebundenen Freiheitsdrang ihrer bodenständigen Menschen dem Leser nahe zu bringen. Die gesunde, schlichte und natürliche Art dieses Buches, die wohl durch die Übertragung ins Deutsche keinerlei Einbuße erlitten hat, hebt es über die durchschnittliche Unterhaltungslektüre hinaus.

Diesem Heft liegt die Spielfolge für März vom „Haus der Länder“ bei.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Konrad Kutschera, Berlin C2. Fernruf der Schriftleitung: D 4 Humboldt 6415 / Für die Anzeigen: Fritz Stach, Berlin NW 40, Fernruf für die Anzeigen: C 5 Hansa 5311 / Verlag: Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21
 Druck: Niemann & Sohn, Berlin N 20, Drontheimer Str. 27 / Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Str. 37 (Ibero-Amerikanisches Institut) erbeten / D.-A. IV. Vj. 1935: 7500.



Das „Haus der Länder“

am U-Bahnhof Klosterstraße

bietet infolge seiner zentralen Lage in der Innenstadt die günstigste Gelegenheit für

Theaterspiel und Filmvorführungen, Vorträge
und kulturelle Veranstaltungen jeder Art.

In erster Linie sollen dort die AUSLANDS-VEREINIGUNGEN und Kolonien der Deutschland befreundeten fremden Völker mit ihren hiesigen Mitgliedern und ihren Freunden eine Heimstätte für ihre NATIONALEN FEIERN und Feste finden.

Das Haus verfügt über eine geräumige STILBÜHNE mit vielen Nebenräumen, eine vollständige TONFILMANLAGE und gewährt, bei vorzüglicher Akustik, im Parkett und Rang Raum für 850 Zuschauer.

Auskünfte erteilt

die Geschäftsstelle der Gesellschaft für Länderkunde

Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21

„Tiefste Bedeutung der Kolonien für uns ist die Blickschulung in
deutschem Dienste, ist der deutsche Blick von Übersee her, dan die
Kolonien allein immer neuen jungen Deutschen zu bieten vermögen.“

Hans Grimm.

Das Buch der deutschen Kolonien

Herausgegeben mit Förderung des
Reichskolonialbundes. Vorwort von Heinrich Schnee. Mit
168 Bildern u. 6 Karten. 2. verb. Auflage. 1936. Ln. 6,80 RM

Die im Reichskolonialbund vereinigten Gesellschaften und Vereine haben in einem stattlichen Bande die Arbeiten berufener Sachkenner — Farmer, Soldaten, Beamte, Ärzte, Kaufleute u. a. — zu einem Gesamtbilde des deutschen Kolonialwesens vereinigt. Wie es zum Erwerb der Kolonien kam, wie in friedlicher und kriegerischer Arbeit der Besitz ausgebaut wurde, das Schicksal der Besitzungen in und nach dem Weltkriege, das alles wird in diesem Buche außerordentlich lebendig. Seine Besonderheit und auch seine anregende Lesbarkeit liegen mit in der Verwendung von unmittelbar frischen Erlebnisberichten aus Krieg und Frieden. Über Geschichte und Gegenwart hinaus wird der Blick auf den Sinn deutscher Kolonialbestrebungen überhaupt und auf die Zukunft gerichtet.

BÜCHERHAUS G.m.b.H., BERLIN NW 40, PAULSTR. 20

Das Buch vom deutschen Volkstum

Wesen — Lebensraum — Schicksal.

In Verbindung mit vielen Mitarbeitern hrsg. v. Paul Gauß.

Mit 136 bunten Karten, 1065 Abbildungen und 17 Übersichten. Leinen 20,— M.

Ein stattlicher, in seinem großen Querformat jedoch handlicher Band, eine Gemeinschaftsarbeit von hervorragenden Fachforschern der verschiedenen Wissensgebiete, mit dem Ziele, das deutsche Volk in allen seinen natürlichen und geschichtlichen Lebensbedingungen zu schildern und aus der Vielfältigkeit der Erscheinungen den Sinn seines Schicksals zu deuten. Ob es sich dabei um Frühgeschichte, um die einzelnen Stämme, um Ausland- und Übersee-deutschum, um Sprache, Kirchentum oder Wirtschaftsleben handelt, stets ist die gleiche Gründlichkeit und Sorgfalt am Werke. Planvoll sind auch die Beigaben, Karten und Bildtafeln zusammengestellt. Der Volksgenosse, der sich in stiller eigener Arbeit über sein Land klar werden will, findet in diesem Buche einen sicheren Berater; der Volkslehrer — jeder Art — findet hier Vorbereitung für sein Wirken.

Bücherhaus G. m. b. H., Berlin NW 40, Paulstraße 20

Nur gute Drucksachen werben!

Drucksachen für jeden Bedarf liefert pünktlich
und preiswert in stets sauberer Ausführung

NIEMANN & SOHN

Buchdruckerei

Berlin N 20, Drontheimer Straße 27. Ruf: D 6 1037

